

MARIANOWO

Bericht über ein deutsches Dorf
im Narewgebiet Polens

von

Friedrich Guderian

Digital Revision - Version 1.0

Mai 2004

von Jutta Dennerlein

für

www.UpstreamVistula.org

Vorwort zur digitalen Neuauflage

Friedrich Guderian berichtet über sein Heimatdorf Marianowo und über die Sitten und Bräuche der Deutschen im Narewgebiet. Für viele Nachfahren dieser deutschen Siedler in Mittelpolen sind derartige Beschreibungen heute die einzigen Quellen, die eine Vorstellung über die Lebensweise ihrer Vorfahren vermitteln und deshalb von besonderem Wert.

Die Form einer digitale Neuveröffentlichung im Internet erfolgt mit dem Gedanken, den außerhalb Deutschlands lebenden Nachfahren deutscher Siedler in Mittelpolen den Zugang zu dieser bisher nur in Deutschland verfügbaren Dorfchronik zu erleichtern.

Die vorliegende Version hält sich inhaltlich an die Erstveröffentlichung. Redaktionelle Änderungen erfolgten sparsam und immer mit dem Ziel, eine gute Lesbarkeit am Bildschirm zu erreichen.

In Absprache und mit dem Einverständnis von AOR Johannes Hoffmann, Leiter der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund.

Jutta Dennerlein
Seefeld, im Mai 2004

Die Erstveröffentlichung erfolgte 1966 im Rahmen der:

Veröffentlichungen der Ostdeutschen Forschungsstelle im Lande Nordrhein-Westfalen:
Reihe B Nr. 8, Dortmund 1966

Herausgeber: Alfons Perlick

INHALT

Zum Geleit	4
Die Vorgeschichte	5
Das Dorf Marianowo	11
Kirche und Schule	31
Religiöse Sitten und Bräuche.....	42
Allgemeine Sitten und Bräuche.....	55
Freud' und Leid	66
Heimat	73

Zum Geleit

Wenn die deutschen Bauern, Landarbeiter, Handwerker und Kaufleute, die nach Polen ausgewandert sind, gewusst hätten, dass die Lebensdauer ihres Schaffens in diesem Lande nur von so kurzer Zeit sein werde, so hätte es sich wohl doch der eine oder der andere um vieles mehr überlegt, ob er seinem Vaterland den Rücken kehren, Freunde und Nachbarn zurücklassen und in der Fremde eine neue Heimat suchen solle. Aus welchen Gründen aber auch immer eine Auswanderung in Erwägung gezogen worden sein mag, ein jeder hat sich wohl nur von dem einen Gedanken leiten lassen, in der Fremde ein größeres Glück zu finden, als es ihm in der Heimat zu ergreifen beschieden war. Vielen ist es auch gelungen, es hier in wenigen Jahren zum erhofften Wohlstand zu bringen, sehr viele aber mussten sich jahrzehntelang quälen, bis sie ihr tägliches Brot ohne Sorge essen konnten. Und dass diese Menschen, die einst nach Polen auswanderten, selbst sowie auch ihre Nachkommen, dort keine wahre Heimat gefunden haben, hat sich während des zweiten Weltkrieges in manch trauriger Weise bestätigt. Doch wie dem allem auch sei, solange diese deutschen Menschen in Polen leben und schaffen durften, haben sie sich auf allen Gebieten als würdige Vertreter ihrer großen Volksfamilie erwiesen. In dem vorstehenden Bericht, wenn ich ihn so nennen darf, will ich nicht von dem Gesamtdeutschtum in Polen sprechen. Hier soll nicht die Rede davon sein, wie schon vor mehreren hundert Jahren deutsche Arbeiter, Bauern und Tuchmacher dorthin gerufen worden sind, wie von diesen Städte erbaut und im Laufe der Zeit deutsche Dörfer entlang der Weichsel angelegt und gegründet worden sind. Ich will von deutschen Menschen berichten, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts nach Polen kamen und sich zwischen den Flüssen Bug und Narew niederließen. Es waren deutsche Landarbeiter und Bauern aus Ostpreußen, zu denen später andere aus Pommern hinzukamen. Von diesen Menschen und von den Dörfern, die diese gegründet haben, und von denen sonst nur wenig gesprochen, geschweige denn geschrieben worden ist, von ihnen will ich erzählen.

Die Vorgeschichte

Noch als kleiner Junge habe ich mir des öfteren von alten Leuten erzählen lassen, dass durch die Anregung einiger Agenten, die von den Großgrundbesitzern des Narewgebietes ausgesandt waren, sich eine größere Gruppe von Bauern und Landarbeitern in Ostpreußen zusammenschloss, um gemeinsam nach Polen auszuwandern. In der gewissen Hoffnung in Polen eine gesicherte Zukunft aufbauen zu können, verließen diese Menschen ihre Heimat und machten sich auf die Reise. Dass diese Reise keine Vergnügungsfahrt bedeutete, brauche ich wohl kaum zu sagen, denn es gab damals keine Autobahn oder wenigstens harte Straßen. Es gab keine Eisenbahn oder einen Hubschrauber, mit dem man sumpfige Stellen hätte überfliegen können. Die Reise war mit den größten Schwierigkeiten verbunden, und wenn es nicht die wilden Tiere waren, die die Gegend unsicher machten, so waren es die Reptilien, von denen oftmals ein Biss genügte, um das gelobte Land nicht erreichen zu können. Und wenn nun auch einige in den ersten Tagen umkehrten und andere am Wegesrand begraben wurden, so kamen die meisten doch an dem gesteckten Ziele an.

Diejenigen Bauern, die Pferd und Wagen besaßen, verstauten ihr Hab und Gut und machten es sich somit leichter. Doch wer kein Pferd besaß, schaffte sich einen Handwagen an, legte seine Habseligkeiten darauf und zog diesen hinter sich her. Es gab aber auch solche, die nichts mitzunehmen hatten und nur ein kleines Bündel mit sich trugen. Was aber ein jeder mitnahm und ohne welches er diese Reise nicht antrat, war die Bibel und das Gesangbuch als der kostbarste Schatz.

Nur sehr langsam kam der Treck vorwärts. Die größten Hindernisse wurden überwunden und auch die schlechten Wege, wenn überhaupt von solchen die Rede sein konnte, durften sie von ihrem Weiterkommen nicht abhalten. Durch hohe Wälder und am Boden wucherndes Gestrüpp führte sie ihr Weg und oftmals mussten Tage dazu verbracht werden, um ein sumpfiges Gebiet zu umgehen. Doch das große Gottvertrauen, das diese Menschen besaßen, half ihnen über alle Schwierigkeiten und Hindernisse hinweg. An jedem Morgen, bevor sie aufbrachen, wurde eine Morgenandacht gehalten, wobei ein des Lesens kundiger Bauer einen der Psalmen Davids vorlas, und ebenso wurde jeder Tag mit einem gemeinsam gesungenen Lied sowie dem Abendgebet beschlossen.

Nach wochenlanger Reise kamen sie endlich am Ziel an. Der Großgrundbesitzer, der sie drüben hatte anwerben lassen, zeigte ihnen ein wohlwollendes Entgegenkommen und stand ihnen mit Rat und auch mit Hilfe zur Seite. Doch was half dieser gute Wille. Ihnen wurde kein bebautes Land angeboten. Kein Haus, in das sie nach der beschwerlichen Reise hätten einziehen können. Auch kein Vieh wurde ihnen zur Verfügung gestellt. Von den goldenen Bergen, die ihnen von den Vertretern des polnischen Adels vorgegaukelt

worden waren, war nichts zu sehen. Uralte Bäume und Sträucher befanden sich auf der Fläche, die ihnen als Land angeboten wurde: Das war alles!

Die Gruppe, von der ich erzähle, ließ sich am linken Narewufer gegenüber der Kreisstadt Pułusk nieder. Ich muss jedoch vorausschicken, dass ich alle Angaben meinem Gedächtnis entnehme. Die spätere Zeit habe ich selbst miterlebt und glaube mit meinen Ausführungen der Wahrheit sehr nahe zu kommen. Vieles aber habe ich von älteren Leuten gehört, und bei den Schilderungen der Anfangszeiten wird wohl doch hin und wieder ein klein wenig Vorstellungsvermögen mitspielen. Ich verspreche jedoch keine Angaben zu verschönern oder gegen besseres Wissen abzuändern.

Wielgolas! So hieß der Ort, an dem sich die Vorkämpfer des Deutschtums im Narewgebiet zuerst niederließen. Anfangs soll der Ort im deutschen Volksmund mit Großwald - was soviel wie großer Wald, zu polnisch wielki las, bedeutet - bezeichnet worden sein. Höchstwahrscheinlich ist nachher die Bezeichnung "Wielgolas" daraus entstanden. Wielgolas lag etwa zehn Kilometer von der Kreisstadt Pułusk entfernt, an der Straße die von Pułusk nach Wyschkow führt. Obwohl es aber von meinem Heimatort nicht allzu weit dorthin war und ich es schon als kleiner Junge wünschte, mir einmal diese Gegend anzusehen, ist es nicht zu einem Besuch dieses Ortes meinerseits gekommen.

Wie gesagt, der Großgrundbesitzer - zu polnisch dziedzic genannt - zeigte sich den Deutschen gegenüber sehr wohlwollend. Er überließ ihnen das Land zu sehr günstigen Bedingungen. Niemand aber besaß genügend Geld, um auch diese geringen Summen sofort bezahlen zu können. Alle schuldeten dem Gutsbesitzer größere Summen Geldes, die durch Arbeitsleistung auf dem Gutshof abzutragen sich ein jeder verpflichtete. Diese Verpflichtung aber hinderte ihn sehr bei der Bestellung und Ausrodung seines eigenen Landes. Hinzu kam, dass der Boden in Wielgolas lehmig und schwer war, was die Fruchtbarmachung des Landes auch nicht gerade erleichterte. Trotzdem aber wurde ein Stück nach dem anderen ausgerodet, umgehackt, das tragbare Land dadurch vermehrt und der Ernteertrag wurde von Jahr zu Jahr vergrößert.

Langsam wurden auch die zu Anfang errichteten Hütten niedergerissen und durch feste Häuser ersetzt. Vieh wurde aufgezogen, Pferd und Pflug angeschafft, und das Dasein des Landmannes wurde mit der Zeit erträglicher.

Unterdessen hatten sich deutsche Ansiedler auf mehreren Stellen des Narewgebietes niedergelassen. Den Grund aber, warum die ersten Bahnbrecher, zu denen auch mein Urgroßvater gehörte, Wielgolas verlassen haben und weitergezogen sind, habe ich nie richtig erfahren können. Man sagte nur, dass der Boden dort zu schwer gewesen sei und die Ausrodung und Fruchtbarmachung desselben eine allzu harte Arbeit erfordert habe.

Jedenfalls wurde Wielgolas schlagartig von den Deutschen verlassen, und das Land ging in polnischen Besitz zurück.

Die meisten von ihnen, darunter auch mein Urgroßvater, kamen nach Sieczychy, einem Ort, der etwa zwanzig Kilometer Nordostwärts von Wielgolas entfernt war. Hier wurde schon nach einem gewissen Plan, der einzigartig aus allen Dorfgründungen der ganzen Umgebung hervorging, vorgegangen. Dieser Plan war wohl durchdacht und hat sich für die spätere Zeit gut bewährt. Nach diesem Plan musste bei der Gründung eines größeren Dorfes Land für Kirche und Schule, für den Dorfschulzen, für eine Dorfschmiede, sowie in manchen Fällen für einen sogenannten Dorfkrug zur Verfügung gestellt werden. Natürlich hat der Gutsbesitzer dieses Land in den allgemeinen Kaufpreis eingeschlossen, in den Akten jedoch war es als von ihm geschenkt eingetragen. Warum nicht allen Dörfern die gleiche Fläche Landes von dem Gutsbesitzer zur Verfügung gestellt worden ist, lässt sich nur dadurch erklären, dass er dieses stets nach der Anzahl der Käufer berechnete. Waren es nur wenige Käufer, die ein Dorf gründen wollten, so gab er ihnen weniger unentgeltliches Land, waren es jedoch mehr, so stellte er ihnen Land für alle Zwecke zur Verfügung.

So war denn zum Beispiel Schulzenland in jedem Dorf vorhanden. In der Regel waren es zwei bis drei polnische Morgen. Dieses Land war als Lohn für den Dorfschulzen, der für eine gewisse Zeit von den Dorfbewohnern gewählt wurde, gedacht. Er erhielt das Land, welches steuerfrei war, als Lohn für die Dauer seiner Amtszeit zugewiesen. Dafür musste er die Steuern von den Bauern einsammeln und der Behörde überliefern. Auch oblag es ihm im Dorfe nach dem Rechten zu sehen und nicht selten kam es vor, dass er zur Schlichtung eines Streites von Seiten der Dorfbewohner herangezogen wurde.

Das sogenannte Krugland war nicht in allen Dörfern vorgesehen. Wo es aber zum Vorschein kam, war es zur Einrichtung einer Gastwirtschaft gedacht. Diese Gastwirtschaften, in der damaligen Zeit "Krug" genannt, befanden sich meistens an Straßenkreuzungen. Das Land befand sich in einem der Straßenwinkel und das Haus wurde dicht an der Kreuzung erbaut. Es wurde an einen hierfür geeigneten Mann in Pacht gegeben, der dafür zu sorgen hatte, dass er in Kürze eine Dorfschänke eröffnen könne. Natürlich halfen die Bauern bei der Errichtung des Hauses, weil sie einen Ort haben wollten, wo sie sich nach des Tages Last und Hitze gemütlich bei einem Gläschen Schnaps oder auch Bier mit ihren Nachbarn unterhalten konnten. Außerdem war der Dorfkrug für Reisende gedacht, wo diese auf dem Platz vor dem Hause Gelegenheit hatten ihre Pferde auszuspannen, zu füttern und tränken, sich selbst aber bei einem Gläschen Schnaps oder Bier, sowie etwas Essbarem zu erfrischen. In den meisten Fällen übernahm dieses Geschäft ein Jude, der dann auch neben Schnaps und Bier, Lebensmittel und andere nützliche Sachen zum Kauf anbot.

Schmiedeland war ebenfalls nicht in allen Dörfern vorhanden. Wo es aber in Erwägung gezogen wurde, war es zur Errichtung einer Dorfschmiede gedacht. Das Land, das in der Regel aus drei polnischen Morgen bestand, wurde einem geeigneten Schmied übergeben und die Bauern halfen ihm, die Schmiede sowie ein Wohnhaus für ihn selbst aufzubauen. Für Land und Gebäude hatte er weder Miete noch Steuern zu zahlen, doch dafür sicherten sich die Bauern ein gewisses Vorrecht in der Schmiede. Es bestand darin, dass, wenn ein Bauer seines Dorfes mit einer Arbeit zu dem Schmied kam, dieser aber gerade mit etwas für einen fremden Dorfbewohner beschäftigt war, der Schmied diese Arbeit unterbrechen und zuerst für den Bauer aus eigenem Dorfe zur Verfügung stehen musste.

Ebenso war auch nur in größeren Dörfern Land für Kirche und Schule vorgesehen. Die kleineren Dörfer schlossen sich in der Regel den größeren an und in dieser Weise bildeten sich die Kantoratsgemeinden. Ein größeres Gebäude wurde erbaut, in welchem ein Betsaal, die Schulklasse und die Wohnung für den sogenannten Schulmeister eingerichtet wurde.

Nach einem solchen Plan wurde auch das Dorf Sieczychy angelegt. Es war als Reihensiedlung gedacht und zog sich an einer Anhöhe entlang, die von der Niederung aus gesehen, den Anblick eines weitgezogenen Berges bot, doch wenn erklommen, eine weite - das heißt, schon zu meiner Zeit - gerade Fläche, die aus sandigem Boden bestand, auf der der Roggen einigermaßen gut gedieh, zu sehen war. Damals natürlich bestand die ganze Gegend aus einem nicht enden wollendem Fichtenwald. Das Land war in längliche Streifen geschnitten, die sich über die Anhöhe hinweg bis zu einer gewissen Grenze zogen, in die Niederung hinein jedoch vorerst keine Grenzen gesteckt wurden, weil diese aus einer sumpfigen, nur mit Weidensträuchern bedeckten Fläche bestand.

Die Fruchtbarmachung des Bodens ging hier um vieles schneller vorwärts, denn in Wielgolas. Doch schon nach wenigen Jahren stellte sich heraus, dass der Boden zu leicht sei und eine jahrelange Arbeit erfordere, ehe man mit einer einigermaßen ertragreichen Ernte rechnen könne. Hinzu kam, dass auf den Wiesen, die dem Sumpf abgerungen wurden, ein Kraut wuchs, das dem Rindvieh sehr schadete, obwohl es den Pferden nichts ausmachte. Die Unzufriedenheit machte sich denn auch hier wieder bemerkbar und zwar in so starkem Maße, dass sich einige Bauern, darunter auch mein Urgroßvater, mit dem Gedanken trugen, hier alles aufzugeben und zurück nach Deutschland zu wandern.

Als aber dieses Gerücht dem Gutsbesitzer von Przetycz zu Ohren kam, bat er meinen Urgroßvater und einige andere Bauern zu sich und machte ihnen das Angebot, sie möchten sich auf seinem ganzen Gut umsehen und sich eine Stelle aussuchen, wo sie sich endgültig ansiedeln wollten. Er werde ihnen an jeder Stelle des Gutes, Land zu den allergünstigsten Bedingungen abgeben, wenn sie hier bleiben wollten. Man versprach dem Gutsbesitzer es sich zu überlegen und nur zu schnell fanden sich polnische Käufer,

die den Deutschen ihre halbausgerodeten Wirtschaften abzukaufen bereit waren. Das schon erbaute Schulhaus verfiel mit der Zeit, und von dem deutschen Friedhof am Rande des Dorfes war zu meiner Zeit nur mehr ein kleines Fichtenwäldchen vorhanden, in dem kein Kreuz oder Grabhügel zu sehen war.

Fluchtartig, wie vor etwa zehn Jahren Wielgolas, wurde das Dorf Sieczychy von den deutschen Bauern geräumt. Wiederum zogen sie etwa fünf Kilometer weiter ostwärts und gründeten das Dorf Kalinowo. Es ist bemerkenswert, dass in der ganzen Umgebung kein Dorf, das von deutschen Menschen gegründet worden ist, und auch ausschließlich von deutschen Bauern bewohnt wurde, einen Namen deutscher Prägung erhalten hat. Alle Namen entstammten der polnischen Sprache, und man sagte, dass der Gutsbesitzer von Przetycz besonderen Wert darauf gelegt habe, alle Dörfer, die seinem Gut entstammten, nach den Namen seiner Kinder zu benennen. So verdankte zum Beispiel der Ort Adamowo seine Bezeichnung dem Namen Adam. Kalinowo entsprach dem Namen Kalinka, Marianowo war nach einer Tochter Maria benannt, Stasin nach dem Sohn Staszek oder Stanislaw und Zygmuntowo dem Namen Zygmunt seine Benennung zu verdanken hatte. Dass die Deutschen sich mit dieser Tatsache abfanden, ist meines Erachtens darauf zurückzuführen, dass sie sich schon damals nur als Gäste dieses Landes betrachteten.

Das Dorf Kalinowo wurde um 1850 herum gegründet. Auch hier war an eine Reihensiedlung gedacht worden. Die Gehöfte aber lagen nicht dicht an der Hauptstraße, die aus anderen schon bestehenden Ortschaften kommend nach dem Städtchen Wyschkow führte, wie dieses in Sieczychy und anderen Orten der Fall war, sondern sie lagen etwa fünf- bis achthundert Meter von dieser entfernt. Aus diesem Grunde, weil sich durch die länglich geschnittenen Streifen Landes eine Senke zog, durch die ein schmaler Wassergraben lief, hatten es die Bauern vorgezogen, ihre Häuser an dem Graben zu erbauen, da die Brunnen hier nicht so tief zu sein brauchten, wie einige hundert Meter weiter auf höher gelegener Stelle. Das Land war, wie gesagt, auch in Kalinowo in längliche Streifen geschnitten und stieß mit dem Ost-Ende an die bereits erwähnte Hauptstraße. Bis zu dieser aber hatte jeder Bauer seinen eigenen Ausweg, während die Gehöfte unter sich nur durch Fußpfade oder schmale befahrbare Wege verbunden waren. Der Boden war auch in Kalinowo zwar sandig, aber doch um vieles ertragreicher als in Sieczychy. Eines jedoch fehlte hier, und das war Wiese. Dieses mag wohl auch der spätere Grund dafür gewesen sein, dass dieses mit soviel Liebe angelegte Dorf schon nach etwa zwei Jahrzehnten wiederum geräumt wurde.

Allem Anschein nach, fühlten sich die deutschen Bauern in Kalinowo zu Anfang sehr wohl. In verhältnismäßig kurzer Zeit ist das Dorf ausgebaut worden. Holz zum Bauen war genügend da, und so dauerte es nicht lange, bis ein jeder Bauer ein festes Dach über

dem Kopfe hatte. Es war ja jetzt auch nicht mehr so, wie in der ersten Zeit, als Wielgolas gegründet wurde. Jeder Bauer besaß Pferd und Wagen, Rindvieh und andere Kleintiere, sowie landwirtschaftliche Geräte, welches alles zur Fruchtbarmachung des Bodens sehr viel beitrug. Und da auch hier Land für Kirche und Schule vorgesehen war, wurde sofort mit der Errichtung eines Schulgebäudes begonnen. Wer jedoch das Schulmeisteramt in Kalinowo ausgeführt und übernommen hat, entzieht sich meiner Kenntnis. Auch weiß ich nicht, wie lange die Gottesdienste in dem hierzu eingerichteten Betsaal stattgefunden haben. Um 1870 herum tauchte das Gerücht auf, dass es in Wolhynien die richtigen Goldberge gäbe und dass man es dort in sehr kurzer Zeit zu wahren Reichtum bringen könne. Natürlich fanden sich sofort einige Bauern bereit, hier alles aufzugeben und weiter zu wandern. Und da schon viele der ersten Bahnbrecher, darunter auch mein Urgroßvater - er starb 1858 in Kalinowo - nicht mehr da waren, dauerte es nicht lange und Kalinowo befand sich in polnischem Besitz. Die meisten wanderten gen Osten nach Wolhynien, die anderen aber, die keine Lust mitzuziehen hatten, vereinzelt jedoch neben den Polen nicht wohnen wollten, verkauften ebenfalls ihre Landstellen und ließen sich in dem bereits gegründeten Dorf Marianowo oder in dessen Umgebung nieder. Die Altardecken und vielleicht so manches andere Gerät aus dem Betsaal in Kalinowo wurde von hier in das Kirchlein zu Marianowo gebracht, das Gebäude selbst aber ist niedergerissen worden. Ich habe mir bei einer Vorbeifahrt an dem Dorf Kalinowo von einem älteren deutschen Bauern die Stelle zeigen lassen, wo einst das Schulgebäude gestanden haben sollte, sowie auch den Hof, der von meinem Urgroßvater gegründet und aufgebaut worden ist. An den Friedhof aber in Kalinowo erinnerte nur ein kleines viereckiges Fichtenwäldchen, in dem weder ein Kreuz noch ein Grabhügel mehr zu sehen war.

Drei Orte, die von deutschen Bauern und Landarbeitern in Angriff genommen wurden und größtenteils urbar gemacht worden waren, die viel Opferfreudigkeit gekostet, und wo viel Schweiß geflossen ist, waren nach einem halben Jahrhundert der deutschen Bewohnung, wieder in polnischen Besitz zurückgekehrt.

Das Dorf Marianowo

Marianowo ist um 1840 herum gegründet worden. Wie mir ein betagter Landwirt, der als Kind von Sieczychy aus mit seinen Eltern nach Marianowo gekommen war, erklärte, ist dieses Dorf von nur drei Bauern angelegt worden. Natürlich war es für mehr Landwirte gedacht, den Vertrag jedoch mit dem Gutsbesitzer von Przetycz haben diese drei biederen Landmänner unterzeichnet. Es ist mir aber entfallen, wer diese drei Bauern gewesen sind, obwohl ich einst deren Namen gewusst habe. Die Gründer des Ortes Marianowo mögen wohl frisch von Deutschland hierher gekommen sein. Andere aber haben sich von der ersten bahnbrechenden Gruppe abgesondert und sich ebenfalls hier niedergelassen. Denn bei der Aufgabe von Wielgolas wie auch Sieczychy, gingen die Deutschen nicht geschlossen weiter, sondern manche splitterten von der Gruppe ab, während andere wiederum hinzugekommen sein mögen.

Marianowo! Das große und schöne deutsche Dorf. Es lag am westlichen Rand des Kreises Ostrów-Mazowiecki, dem sogenannten Narewgebiet und umfasste 1100 polnische Morgen. Umgeben war es von den Dörfern Nowa-Wies, Olszaki, Stasin, Zygmuntowo, Dozin, Adamowo, dem kleinen Gut Borkowizna und dem schon im Kreis Pułtusk gelegenen Dorf Grodziczno. Alle umliegenden Dörfer galten als gemischte Orte, wo Polen und deutsche Landwirte nebeneinander wohnten. In Marianowo aber, das den Mittelpunkt dieser Dörfer bildete, wo sich Kirche und Schule befand, und welches Dorf als Kantoratsgemeinde bezeichnet wurde, wohnten ausschließlich deutsche Menschen, abgesehen von den wenigen jüdischen Familien, die auch hier zu finden waren. Erst um 1924 herum war es einem Polen durch Versehen der deutschen Bauern gelungen, eine achtmorgengroße Landstelle zu erwerben. Doch dieses Gehöft lag hart am Rande des Dorfes und das deutsche Leben wurde dadurch in keiner Weise beeinträchtigt.

Marianowo war eine Streusiedlung. Der Markscheider jedoch, der den Auftrag erhalten hat, das Dorf zu vermessen, muss ein in seinem Fach sehr tüchtiger Mann gewesen sein, denn die Höfe und die Zufahrtwege zu diesen waren sehr gut angelegt. Aus der Mitte des Dorfes führten drei, man könnte sagen, Landstraßen hinaus. Der über die sandigen Felder führende Weg zum westlich gelegenen Dorf Grodziczno, auf dem man durch die Dörfer der Kantoratsgemeinden Nury und Wincentowo zur Kreisstadt Pułtusk gelangte, der in nord-östlicher Richtung führende Weg zum Dorf Olszaki und die im Volksmund "Grobbe" genannte Straße, die in östlicher Richtung durch die Dörfer Adamowo, Dozin und Zygmuntowo nach Sieczychy führte, von wo aus man zur Bahnhaltestelle Daliekie und in die Stadt Wyschkow gelangen konnte. Außerdem gab es die Abzweigung von der Landstraße nach Sieczychy, auf der man in das Dorf Stasin und von dort aus nach Dlugosiodlo sowie in die Kreisstadt Ostrów-Mazowiecki gelangte. Auch ist der Weg nicht zu vergessen, der vom Hauptweg nach Olszaki abzweigte, welchen Weg einige Hof-

besitzer aus der Mitte des Dorfes benutzen mussten, um auf ihre abseits gelegenen Landstücke zu kommen. Ebenso muss der Grenzweg zwischen Marianowo und Nowa-Wies erwähnt werden, der von Dlugosiodlo kommend bei dem Kruggebäude, Zdruschk genannt, einen anderen Weg vom Fluss Narew herführend, schnitt, der wiederum die Grenze zwischen Marianowo und dem Dorf Grodziczno bildete, sich jedoch hinter dem Friedhof von Marianowo zu einzelnen Höfen verlief. Die Höfe des Dorfes waren alle so angelegt, dass das Land jedes einzelnen Hofes mindestens mit einer Seite an einen der genannten Wege stieß. Untereinander selbst waren die Höfe nur durch Fußpfade verbunden. Das Dorf, das bei seiner Gründung etwa zwanzig Höfe gezählt haben mag, muss damals einen schönen Anblick geboten haben, um vieles schöner als in der Zeit, aus der diese Schilderung stammt. Waren doch die meisten Höfe geteilt, oder schon mehrfach geteilt worden.

Der Boden des Dorfes Marianowo bestand vorwiegend aus guter, zum Teil leider auch aus schlechterer Wiese. Inmitten der Wiesen jedoch gab es höhergelegene Stellen, die bebaut werden konnten und zum überwiegenden Teil aus schwarzem Boden bestanden. Die westliche und nördliche Seite des Dorfes aber bestand aus sandigem Boden, auf dem der Roggen sehr gut gedieh. Deshalb auch gab es mehrere Höfe, zu denen Landflächen gehörten, die abseits lagen. Einerseits waren es Wiesen, andererseits wiederum waren es sandige Roggenfelder.

In der Mitte des Dorfes, unweit der Stelle, wo die Wege aus Grodziczno, Olszaki und Sieczychy kommend zusammentrafen, lag das Kirchen- und Schulland. Die ringsumher angelegten Höfe bildeten einen weiten Kreis um den Mittelpunkt des Ortes, wenn dieser auch nicht immer in der richtigen Form verlief. Es ist jedoch bemerkenswert, dass nicht auch das Schmiede- und Schulzenland ebenfalls sich in der Mitte des Dorfes befand. So wie hier Kirchen- und Schulland in der Mitte des Dorfes nebeneinander lag, so befand sich das Schmiede- und Schulzenland in dem nordwestlichen Winkel des Dorfes. Neben dem Schmiede- und Schulzenland befanden sich auch zwei polnische Morgen Krugland. Das Gebäude aber, in dem einst der Dorfkrug untergebracht war, stand jedoch auf der anderen Seite des Grenzweges und somit meiner jetzigen Meinung nach, schon im Dorf Nowa-Wies, jedoch möchte ich dieses nicht behaupten. Neben dem Kirchen- und Schulland aber, und zwar im Winkel der Wege nach Grodziczno und demselben nach Olszaki, befanden sich ebenfalls zwei polnische Morgen Landes, die auch als Krugland hätten angesehen werden können, waren jedoch Eigentum der jüdischen Familie Rosenberg. Das altmodische Gebäude, in dem der alte Simche und der spätere Sohn Lejbke so manchen Liter Schnaps ausgeschenkt haben, wurde zu meiner Zeit niedergerissen und an seiner Stelle ein neues Haus erbaut.

Das Dorf Marianowo muss schon bei seiner Gründung als Mittelpunkt für die ganze

Umgebung gedacht worden sein. Hier hatte der Gutsbesitzer für alle Zwecke dorfeigenes Land zur Verfügung gestellt. Neben dem Land für Kirche und Schule, dem zur Errichtung der Dorfschmiede und dem Schulzenland, sowie den zwei Morgen Krugland, hatte er auch zwei Morgen Landes zur Anlegung eines Friedhofes geschenkt. Der Friedhof befand sich hart am Rand der westlichen Seite des Dorfes und war mit einem Bretterzaun umgeben. Die Jahreszahl 1843, die als Einweihungsjahr des Friedhofes anzusehen ist, war in ein aus Eichenholz gezimmertes Kreuz, das in der Mitte des Friedhofes stand, eingegraben. Es ist wohl anzunehmen, dass in diesem Jahre oder kurz zuvor die Kantoratsgemeinde Marianowo gegründet worden ist. Näheres hierüber jedoch im nächsten Abschnitt dieses Berichtes.

Das Schmiedeland bestand aus einem länglich geschnittenen Streifen, der mit dem nördlichen Ende an den zwischen Marianowo und Nowa-Wies hinziehenden Grenzweg stieß und sich, soweit dieser reichte, an der westlichen Seite des Dorfes hinzog. Ob die Dorfschmiede gleich zu Anfang des Bestehens von Marianowo erbaut worden ist, kann ich leider nicht behaupten. Es steht aber fest, dass mein Großvater, der 1844 in Wielgolas geboren war, um 1870 herum die Dorfschmiede übernommen hat und in das danebenstehende Wohnhaus eingezogen ist. Ich habe mir von älteren Leuten erzählen lassen, dass mein Großvater ein tüchtiger Schmied gewesen ist, obwohl auch er, wie die meisten Meister seiner Zeit, in regelmäßigen Abständen den Dorfkrug besuchte. Erst als er älter wurde, hat er zu sparen begonnen und in kurzer Zeit an dem Wassergraben, der quer durch das Schmiedeland lief, etwa einen Kilometer von der Dorfschmiede entfernt eine kleine Landstelle erworben, wo er dann eine eigene Schmiede errichtete. Da das Haus auf dem Schmiedeland schon sehr baufällig war, ist es nachher nicht mehr von jemand anderem bewohnt worden und im ersten Weltkrieg niedergebrannt. Das Schmiedeland aber wurde verpachtet und der Erlös dafür floss der Dorfkasse zu.

Das Schulzenland lag neben dem der Dorfschmiede. Auf diesem Lande hat nie ein Haus gestanden, da es ja stets dem in der Regel für drei Jahre gewählten Dorfschulzen zur Nutznießung für seine dem Dorf gegenüber geleisteten Dienste überlassen wurde. Wer die ersten Dorfschulzen von Marianowo gewesen sind, kann ich wiederum nicht mit Bestimmtheit sagen. Ich kann mich aber sehr gut daran erinnern, dass bei Ausbruch des ersten Weltkrieges der Bauer Johann Neetz Dorfschulze war. Als dann die Deutschen während des Jahres 1918 aus der Verbannung Russlands, worüber ich später zu sprechen komme, zurückkehrten und die Republik Polen entstand, wurde der Bauer Gottlieb Ossowski zum Dorfschulzen gewählt. Er ist meiner Berechnung nach zweimal wiedergewählt worden und wurde 1927 von dem Bauern August Rymatzki abgelöst. Der Bauer Rymatzki eignete sich sehr für dieses Amt und ist dreimal wiedergewählt worden. Im Jahre 1939, nur wenige Monate vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges, ist mein älterer Bruder, Johann, zum letzten Dorfschulzen von Marianowo gewählt worden.

Der eigentliche Dorfkrug von Marianowo stand, wie bereits erwähnt, in der äußersten nordwestlichen Ecke des Dorfes. Doch da dieser von den weiter abgelegenen Bauern nur selten besucht wurde, hat wohl der alte Simche Rosenberg ein gutes Geschäft darin gesehen, in der Mitte des Dorfes eine, wenn auch nur winzige, Landstelle zu erwerben und hier ein Haus zu erbauen. Dieses Haus befand sich unweit des Schulgebäudes und war für alle Dorfbewohner sehr gut zu erreichen. Es ist auch stets, wie ich mir habe erzählen lassen, von Anfang an sehr gut besucht worden. Und als später gut befahrbare Wege vorhanden waren, ist wohl auch des öfteren so mancher Bauer eines anderen Dorfes, wenn er aus Dlugosiodlo oder Wyschkow vom Markt kam, hier eingekehrt, um sich an einem Gläschen Schnaps zu laben, während sich die Pferde vor dem Gebäude bei Heu oder Hafer erfrischten.

Als das Dorf Marianowo gegründet wurde, befand es sich in einem Zustand, den man mit einer Wildnis vergleichen könnte. Es gab weder Wege noch Stege und auch keine Abflussgräben. Auf den höher gelegenen Stellen standen alte knorrige Fichtenbäume, während auf den späteren Wiesen Erlen, Birken, Weidensträucher und anderes Gebüsch vorhanden war. In den östlichen Teil des abgesteckten Dorfes konnte kaum wegen der vorhandenen Sümpfe eingedrungen werden. Jeder Quadratmeter Erde musste vorerst urbar gemacht werden, ehe man auf einen Ernteertrag hoffen konnte. Ein jeder Bauer machte es sich daher zur Aufgabe, neben der Urbarmachung seines eigenen Landes, sich an der gemeinschaftlichen Anlegung von Wegen und Abflussgräben zu beteiligen. Dass diese Arbeit kein Kinderspiel war, ist wohl leicht zu erraten.

Da sich durch den nördlichen Teil des Dorfes eine von Ost nach West hinziehende Senke zog, durch die schon von der Natur so etwas wie ein Wassergraben gebildet worden war, wurde dieser nur erweitert und auf manchen Stellen gerade gezogen. Doch hierdurch war das Wasserabflussproblem noch lange nicht gelöst. Aus dem östlichen Teil des Dorfes, wo sich die niedrigste Stelle befand, musste ein Zuflussgraben geschaffen werden, der in einem gewaltigen Bogen mehr denn das halbe Dorf zu umfließen hatte. Dieser Graben erforderte sehr viel Arbeit, doch da eine Entwässerung der Wiesen nur dadurch ermöglicht wurde, musste er gezogen werden. Ein anderer Graben hatte seinen Ursprung auf den Wiesen des Gutes Borkowizna und floss dann ebenfalls durch einen weiten Teil der westlichen Seite des Dorfes Marianowo. Beide Gräben endeten in kurzem Abstand in dem bereits erwähnten Hauptgraben des Dorfes. Kleinere Gräben wurden darauf noch von einzelnen Bauern von ihren Landstücken aus in die Zuflussgräben geschaffen.

Ebenfalls erforderte die Anlegung der Wege viel Schweiß und Mühe. Auf den höher gelegenen Stellen ging dieses einigermaßen schnell vor sich. In den Niederungen aber kostete es bedeutend mehr Arbeit und die schwierigste Stelle war der östliche Teil des Dorfes. Hier hatten sich die Bauern von vier Dörfern zusammengetan, um gemeinsam

einen Weg von Marianowo durch die Dörfer Adamowo, Dozin und Zygmuntowo nach Sieczychy anzulegen. Es wurden Erlen- und Birkenstämme gefällt, der Breite des Weges entsprechend zersägt und Stamm an Stamm, ja oftmals sogar mehrere Stämme übereinander gelegt, die dünneren Holzstücke und das Geäst darüber gebreitet und dann erst Sand, der von den Hügeln herbeigeschafft werden musste, geschüttet. Zu beiden Seiten des Weges wurden Gräben ausgehoben, die auch gleichzeitig als Abflussgräben zu dienen hatten. Nach monate- vielleicht jahrelanger Arbeit konnten die Bauern von Marianowo, Adamowo, Dozin und Zygmuntowo trockenen Fußes in das Dorf Sieczychy gelangen.

Doch hiermit hatte das Wege- und Wasserabflussproblem noch lange nicht seinen Abschluss gefunden. Die Wassergräben mussten in jedem Sommer vom Schlamm und dem im Wasser wachsenden Gras oder Gesträuch gesäubert werden, die den Wasserabfluss bedrohten. Auch die Wege erforderten in jedem Jahr Tausende von Fuhren Sand, um befahrbar zu bleiben. In jedem Herbst oder in der arbeitsfreieren Zeit vor der Ernte, kamen die Bauern mit Pferd und Wagen zusammen und arbeiteten solange, bis alle entstandenen Schäden ausgebessert und beseitigt waren. Und dabei war es stets so, dass es keinem Bauern einfiel, sich von der gemeinschaftlichen Arbeit loszusagen oder dieser unentschuldigt fernzubleiben.

Die Häuser des Dorfes Marianowo sowie der ganzen Umgebung waren alle in einem Stil erbaut. In den Anfangszeiten hatte sich wohl nur ein jeder eine Hütte errichtet, um wenigstens ein notdürftiges Dach über dem Kopfe zu haben. Ja, wie mir die Großmutter meiner Frau, die als zehnjähriges Mädchen mit ihren Eltern in das Narewgebiet gekommen war, erzählte, hatte die Familie in einer ausgehöhlten Eiche gewohnt. Sie berichtete, dass auch andere Familien längere Zeit unter dem Schutz eines großen Laubbaumes gelebt und gewohnt hätten. Nicht selten sei es damals vorgekommen, dass sie durch das Aufheulen eines Raubtieres aus dem Schlaf geweckt wurden, und man habe sich bereits daran gewöhnt gehabt, beim Aufwachen eine Schlange eingeringelt unter oder neben dem Kopfkissen liegen zu sehen. Doch da genügend Holz zum Bauen vorhanden gewesen war, habe sich jeder Bauer befließigt, in kurzer Zeit ein festes Haus zu errichten.

Die Häuser wurden dreiteilig gebaut, waren in den Wänden sehr niedrig gehalten, während das Dach hoch und spitz war. Die Häuser bestanden aus dem Wohnende, dem Stall und der Scheune. Es war ein langhingestrecktes Gebäude und beherbergte alle Teile unter einem Dach. Während zu jedem Teil eine besondere Eingangstür vorhanden war, befand sich im Innern des Gebäudes ein Durchgang von einem Ende bis zum anderen. Dieser Durchgang gab dem Bauer die Möglichkeit, bei kaltem Wetter sein Vieh zu betreuen, ohne es dabei nötig zu haben, auch nur einen Fuß vor die Haustür zu setzen.

Die Eingangstüren zum Wohnende, das in den meisten Fällen in die südliche Richtung zeigte, und dem Stall waren zweiteilig. Somit konnte im Laufe des Tages die untere Hälfte geschlossen werden, um unerwünschte Eindringlinge abzuhalten, während durch die obere und offenstehende Hälfte Luft und Licht in das Innere des Hauses gelangte. Die Scheune war von beiden Seiten mit einem großen zu öffnenden Tor versehen, durch die ein mit Heu oder Stroh hochbeladener Wagen hindurchfahren konnte. Erst in späterer Zeit ging man dazu über, die Scheune getrennt von den anderen Gebäuden zu erbauen. Wohnhaus und Stall jedoch wurde bis zuletzt nebeneinander und unter einem Dach erbaut.

Das Wohnende des Hauses bestand in den meisten Fällen aus zwei nebeneinander liegenden Stuben, einem kleineren Raum, der im Sommer als Küche, im Winter aber als Abstellraum diente, und dem sogenannten Hausflur. In einer der großen Stuben war gleich neben dem Eingang der Kochherd aufgestellt, dem sich ein aus gebrannten Lehmziegeln erbauter Ofen anschloss. Der Ofen stand so, dass er beide Stuben mit seiner wohligen Wärme betreuen konnte. Außerdem war neben dem Ofen eine Sitzbank aus Ziegeln erstellt, unter der die Wärme vom Kochherd durchzog und dann erst in den Ofen mündete. Man saß gemütlich auf einer erwärmten Platte und konnte auch gleichzeitig mit dem Rücken am warmen Ofen lehnen. Wenn das Feuer im Kochherd prasselte, so musste sich die entstehende Wärme unter der Sitzbank hindurch und dann durch den Ofen schlängeln, was eine gute Ausnutzung derselben bedeutete. In dem kleineren Raum aber war nur ein einfacher Kochherd errichtet, von dem die Wärme sofort in den Schornstein geleitet wurde.

Die beiden nebeneinander liegenden Stuben wurden so eingerichtet, dass die eine als Wohn-, Koch- und Esszimmer anzusehen war, während die zweite als Schlafzimmer diente. Der Fußboden war in allen Stuben mit breiten Brettern ausgelegt, die jeden Tag mit einem aus Birkenreisern hergestellten Besen abgekehrt, des öfteren aber auch mit Wasser und Sand gescheuert und darauf mit frischem und weißem Sand bestreut [wurden]. Die Wände wurden mindestens einmal im Jahr mit Kalk getüncht und ebenso die Decke. Die Fenster waren, besonders in den neueren Häusern ziemlich groß und bestanden in der Regel aus sechs Scheiben. Es gab in Marianowo nur aus Holz erbaute Häuser, die mit ganz geringer Ausnahme mit Stroh gedeckt waren. Ein gutes aus Holz erbautes und mit Stroh gedecktes Haus, bot im Winter genügend Schutz vor der Kälte, während es im Sommer wiederum eine angenehme Kühle spendete.

Wenn auch der Stall, wo sich Kühe und Pferd befanden, nur durch eine Wand vom Wohnende des Hauses getrennt war, so konnte man in den Wohnstuben nichts vom Stallgeruch bemerken. Immerhin lag der Hausflur dazwischen, der den Geruch des Stalles stark abbremste. Ein Stall für das Kleinvieh, zu dem auch Schweine gehörten,

wurde stets dem Wohnhaus gegenüber erbaut, dem sich in der Regel ein Schuppen für Holz und anderes Brennmaterial anschloss. Der Hof erhielt durch die parallele Gegenüberstellung des Stalles für das Kleinvieh des Hauptgebäudes und der etwas hinausgeschobenen quergestellten Scheune eine Hufeisenform. Die Lücken zwischen Wohnhaus und den anderen Gebäuden wurden durch einen Lattenzaun abgedichtet. In einer Ecke des Hofes befand sich der Brunnen, der in den meisten Fällen mit Holzbohlen ausgebaut war, in neuerer Zeit aber auch vielfach aus Zementrohren hergestellt wurde. Auch ist der Keller nicht zu vergessen, der aus niedrigen Steinwänden bestand und mit einem Strohdach versehen war. Dieser diente zum Einkellern der Kartoffeln für den Winter, während des Sommers die Milch in demselben untergestellt wurde. Zwar gab es noch viele andere gute und nutzbare Einrichtungen, deren Erwähnung hier jedoch zu weit führen würde.

Grund und Boden sowie die errichteten Gebäude in Marianowo und Umgebung, ja, wie ich wohl mit Recht sagen kann, in ganz Polen, waren unantastbares Eigentum des Besitzers. Über jede Landstelle in Marianowo war beim Notar (zu polnisch Rejent) in der Kreisstadt Ostrów-Mazowiecki ein Kaufvertrag zwischen dem Gutsbesitzer und dem betreffenden Bauern gefertigt und unterzeichnet worden. Der Bauer konnte über dieses ihm rechtlich übertragene Eigentum verfügen, wann und wie er es wollte. Es bestand jedoch ein Gesetz, nach welchem eine Landstelle nicht weniger als sechs polnische Morgen enthalten durfte. Ein Bauer in Marianowo konnte demnach zu jeder Zeit von seinem Grundstück einen Streifen abtrennen und an einen anderen veräußern, jedoch durfte dieser abgetrennte Streifen nicht weniger als sechs polnische Morgen enthalten. Bei Erbschaften aber fand dieses Gesetz keine Geltung.

Als das Dorf Marianowo gegründet wurde, ist mit dem Begriff "polnischer Morgen" noch nicht so sehr gespielt worden. Damals kannte man in den meisten Fällen nur die Bezeichnung "Hufe". Die Hufe sollte aus dreißig polnischen Morgen bestehen, jedoch war es damals so, dass es der Markscheider bei der Vermessung nicht so genau nahm wie in späterer Zeit. In vielen Fällen stellte es sich später heraus, dass eine Landstelle, die einst als Hufe eingetragen worden war, bis zu sechsunddreißig polnische Morgen umfasste. Die Landstellen in Marianowo waren in eine, in einundhalb bis zu zwei Hufen eingeteilt. Die meisten von den etwa zwanzig zählenden Bauernhöfe in Marianowo bestanden aus einer Hufe. Wenige waren zwei Hufen groß und ich kann mich nur an einen Hof erinnern, der aus einundhalb Hufen bestand. Zu meiner Zeit aber waren die Höfe schon durch Erbschaft oder Verkauf geteilt und es gab kaum mehr einen Hof in Marianowo, der noch seine ursprüngliche Größe hatte. In letzter Zeit blickte schon so mancher Bauer sorgenvoll in die Zukunft und dachte darüber nach, was wohl aus den Menschen hier werden sollte, wenn die Landstellen von weiteren Generationen geteilt werden würden.

Der Lebensunterhalt der Bevölkerung von Marianowo und Umgebung kann nicht als allzu üppig dargestellt werden. Die Menschen lebten hier von den Erzeugnissen ihres Landes. Wer einen größeren Hof besaß, konnte auch besser leben. Wer aber nur wenig Land hatte und dazu eine große Familie, der musste, wie man hier zu sagen pflegte, oftmals schmal beißen. War die Ernte gut, und hatte der Bauer Glück in der Schweine- und Viehzucht, konnte er sich mehr leisten. Kam aber einmal eine schlechte Ernte, und es trat hierzu noch eine Viehseuche ein, so hatten viele einen langen przednówek. (Das Wort "przednówek" stammt aus dem Polnischen und besagt soviel wie "vor dem Neuen". Gemeint ist damit die Zeit vor der Ernte, wenn das alte Brotgetreide und die Kartoffeln bereits aufgegessen sind, das Neue jedoch noch nicht da ist.) Besaß der Bauer für solche Fälle einige Vorräte an Getreide und Geld, so konnte er diese Zeit gut überstehen. Wer aber keinen Vorrat hatte, dem ging es oftmals nicht ganz gut.

Die Menschen in Marianowo lebten, wie bereits gesagt, von den Erzeugnissen ihres Landes. Ein jeder Landbesitzer war daher bestrebt, soviel anzupflanzen, dass der Ernteertrag zum Lebensunterhalt für sich und seine Familie ausreichte. Es musste außerdem aber auch dafür gesorgt werden, damit in jedem Jahr ein Schweinchen oder mehrere gefüttert und verkauft werden konnten. Denn es ist als selbstverständlich anzusehen, dass ein Mensch nicht nur von Brot, Kartoffeln, Milch oder auch Fleisch leben kann. Zucker und Salz, Petroleum zur Beleuchtung der Stuben und verschiedenes andere, waren lebenswichtige Sachen, ohne die man nicht auskommen konnte. Und obwohl Flachs angebaut, gebrochen, gesponnen und zu Leinwand verarbeitet, aus der Hemd und auch oftmals die Hose genäht wurde, so brauchte man zur völligen Bekleidung doch etwas mehr. Wie gut war es dann, wenn einige Scheffel Roggen, Heu oder Stroh, sowie Butter und Eier verkauft werden konnten, um Geld zu den dringendsten Einkäufen zu haben. Auch Steuern mussten entrichtet werden, die den Bauern oftmals die größten Sorgen bereiteten. Im großen und ganzen aber kann gesagt werden, dass die Bauern in Marianowo keine Not gelitten haben.

Das Verhältnis der deutschen Bauern in Marianowo und Umgebung ihren polnischen Nachbarn gegenüber war stets sehr gut. In Marianowo selbst kamen die Deutschen im täglichen Leben kaum mit einem Polen zusammen, da dieses ein rein deutsches Dorf war. Sie waren nur genötigt sich der polnischen Sprache zu bedienen, wenn sie zum Gemeindeamt nach Dlugosiodlo kamen oder, was sehr selten vorkam, dass sie in amtlicher Angelegenheit in die Kreisstadt zu Ostrów-Mazowiecki mussten. Aber auch in den umliegenden Dörfern von Marianowo, wo deutsche und polnische Bauern nebeneinander zu wohnen genötigt waren, verstanden es die deutschen Kinder in den meisten Fällen so einzurichten, dass sich ihre polnischen Alterskameraden nach ihnen richten mussten. Ich habe sehr viele Polen gekannt, die die plattdeutsche Sprache sehr gut beherrschten und auch diese ganz gern benutzten. Und wenn ein Pole einem

deutschen Bauern auf dem Wege oder in der Stadt begegnete, der ein verdrehtes Polnisch sprach, so achtete er ihn trotzdem als Mensch. Erst nach dem ersten Weltkriege änderte sich diese Sachlage, weil nun auch die deutschen Kinder in der Schule an Stelle des Russischen jetzt polnisch lernen mussten. Von der älteren Generation aber gab es viele deutsche Männer, die ein schwaches Polnisch sprachen und ältere Frauen, die fast gar nichts davon verstanden.

Besonders gut war auch das Verhältnis der deutschen Bauern den Juden gegenüber. Zwar gab es nur wenige jüdische Familien in Marianowo, doch diejenigen Juden, die hier geboren und aufgewachsen waren, sprachen alle ein sehr gutes Plattdeutsch. Die Deutschen aber bemühten sich ihrerseits das Jiddische zu erlernen. Denn wenn die deutschen Bauern nach Dlugosiodlo oder Wyschkow zum Markt fuhren, so begegneten sie hier mehr Juden als Polen. Die Geschäfte lagen größtenteils in jüdischen Händen. Handwerker wie Schneider, Schuster, Klempner und die meisten anderen waren Juden. Die Juden der Kleinstadt aber sprachen nur ihre Sprache und wenn jemand etwas von ihnen kaufen wollte, so musste er sich in erster Linie in Jiddisch oder aber in Polnisch an sie wenden. Dem deutschen Bauern blieb somit nichts anderes übrig, als sich neben der polnischen auch an die jüdische Sprache zu gewöhnen.

Wenn nun aber auch das Verhältnis zwischen Deutschen, Polen und Juden als sehr gut bezeichnet werden kann, so gab es im Umgang zwischen diesen drei Völkerschichten doch gewisse Grenzen. Man achtete sich gegenseitig als Mensch, doch jeder wusste, dass zwischen ihm und dem anderen eine Kluft bestand, die nicht leicht zu überbrücken sei. Der deutsche Bauer sprach sowohl mit dem polnischen Nachbar wie auch mit dem Juden. Alle aber waren bemüht, sich im Kampf um das Dasein zu unterstützen und gegenseitig mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Gegenseitige Verträge wurden abgeschlossen, und wenn auch der eine manchmal ein gutes Geschäft dabei machte, so war der andere nicht neidisch. Diese gegenseitigen Hilfeleistungen aber arteten nie in echten gesellschaftlichen Verkehr aus. Aus der ganzen einhundert jährigen Geschichte des Dorfes Marianowo ist mir kein einziger Fall bekannt, dass ein Pole eine deutsche Frau oder umgekehrt ein Deutscher eine Polin geheiratet hat. Nicht auszudenken aber wäre es gewesen, dass ein Jude eine deutsche Frau oder umgekehrt ein deutscher Mann eine Jüdin genommen hätte. Dies waren Sachverhalte, an die weder der Deutsche noch der Pole oder auch der Jude dachte.

Der deutsche Bauer im Narewgebiet Polens kümmerte sich nie um die Politik. Für ihn galt der Grundsatz: Gib Gott was Gottes, dem Staate aber was des Staates ist. Seine Gedanken kreisten nur darum, wie es anzustellen sei, um soviel zu ernten, um seine Familie zu ernähren und die Steuern bezahlen zu können. Wenn er dieses erreichte, so war er zufrieden. Dies bewies er am besten damals, als in den 1860er Jahren die Polen

sich gegen ihre russischen Bedrücker auflehnten und diese aus dem Lande zu vertreiben versuchten. Der deutsche Bauer beteiligte sich nicht an diesen Tändeleien, wie er es nannte, und vermied es, dem einen zu helfen oder den anderen zu verraten. Meistens wurde diese Haltung auch von beiden Seiten anerkannt und die polnischen "Labusen", (Dieses Wort stammt aus dem polnischen Sprachschatz und bedeutet soviel wie "Lobus", ein unartiger und schlechter Junge.) wie die Aufständischen vom deutschen Volksmund genannt wurden, vermieden es, deutsche Höfe zu überfallen und zu plündern. Aber auch die Russen, wie wiederum das russische Militär genannt wurde, sowie die Kosaken schätzten die deutsche Neutralität. Dass es doch zu Einzel-Untaten gekommen ist, konnte wohl nicht ganz vermieden werden. So hat doch hin und wieder ein deutscher Bauer die Bekanntschaft der russischen "Nagajka" (eine Art Knute) gemacht und auch die "Labusen" haben sich so manches fette Schwein oder Rind vom deutschen Hof geholt. Doch wie gesagt, es waren Einzelfälle und das Ganze wurde dadurch nicht getrübt.

Als aber der erste Weltkrieg ausbrach, kam es den deutschen Bauern in und um Marianowo zum Bewusstsein, dass sie in einer Fremde lebten. Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie der Dorfschulze Neetz zu meinem Vater kam und erzählte, dass der Krieg zwischen Russland und Deutschland ausgebrochen sei und einen Befehl überbrachte, nach welchem sich mein Vater an der Bewachung der Telegraphenpfosten, die sich von der Kreisstadt Ostrów-Mazowiecki her am Wege der Nordseite von Marianowo hinzogen, beteiligen sollte. Mein Vater nahm die Sache mit dem Kriege zwar nicht so ernst, erinnerte sich dann aber doch an einen Ausspruch seines Großvaters, der einst gesagt haben sollte: "Wänn seck dej 'Jopt twoje match' met däm 'Donnerwetter' packe wahre, dänn waht ä seehe groot Kriegh utbrike!"

In den ersten Kriegsmonaten ging alles seinen alten Lauf. Zu Anfang des Monats Januar 1915 aber wurde es langsam ernster. Alle Männer, die das sechzehnte Lebensjahr überschritten hatten, mussten zur Kreisstadt Ostrów-Mazowiecki kommen, von wo aus diese nach Białystok befördert und dort vorerst in einem Gefängnis untergebracht wurden. Nach drei Wochen ging es dann weiter und sie landeten schließlich im Gebiet Ufa in Sibirien. Zurück blieben die Frauen mit den Kindern, die Dorfschulzen und wenige Männer, die gerade schwerkrank gewesen waren.

Doch als sich im Februar 1915 der Geschützdonner dem Narewgebiet näherte, mussten auch die Frauen und Kinder sich zur Reise fertig machen. Nur wenige Tage vor ihrer Abreise wurde ihnen der Befehl überbracht, und sie versuchten noch schnell das Vieh, sowie manches andere bewegliche Eigentum zu verkaufen. Zum Lobe der polnischen Nachbarschaft muss hier gesagt werden, dass die Polen, obwohl diese wussten, dass die deutschen Frauen nichts mitnehmen durften, doch verhältnismäßig gute Preise für die angebotene Ware zahlten. Haus und Hof aber, sowie das als Eigentum erworbene Land

blieb zurück. Wie schwer es mancher Frau gefallen ist, alles zurückzulassen, ist leicht zu erraten. Sehr gut kann ich mich noch daran erinnern, wie meine Mutter alle ihre Kinder auf den Wagen hob, sie selbst aber noch einmal ins Haus zurück ging. Nach einigen Minuten kroch ich vom Wagen herunter und ging ihr nach. Durch die Spalte der nur knapp angelehnten Tür bot sich mir ein Bild, das ich nie vergessen werde. Mitten in der großen Stube sah ich meine Mutter betend auf ihren Knien liegen. Als sie mich gewahrte, stand sie bald auf. Ich sah die Tränen in ihren Augen und fragte: "Mutter, warum weinst du?", worauf sie mir antwortete: "Ich weine ja nicht mehr." Auf meine weitere Frage, warum wir denn wegfahren müssten, gab sie mir mit zitternder Stimme die Antwort: "Weil wir Deutsche sind!" Ich verstand nicht den Sinn dieser Worte, habe aber später oftmals darüber nachgedacht.

Nach zweitägiger Fahrt mit dem Pferdewagen wurde die ganze Kolonne auf Güterwagen verfrachtet, und es ging dem Inneren Russlands zu. In Zarizin, dem späteren Stalingrad, wurden einige Wagen abgehängt und die Insassen waren in der Stadt selbst und in den umliegenden Dörfern untergebracht worden. Der Rest wurde in Wolsk, einer Stadt am rechten Wolgaufer ausgeladen, und wir lagen einige Tage im Wartesaal des großen Bahnhofs. Eines Morgens kamen eine Anzahl einspänniger Schlitten vorgefahren, und es kam zu einer freudigen Überraschung, als sich die in Pelze eingehüllten Männer als Deutsche entpuppten. Aus fünf Dörfern des linken Wolgaufers waren sie hergekommen, um ihre deutschen Schwestern und deren Kinder bei sich aufzunehmen. Ein Bauer, namens Klein, kam auf meine Mutter zu und fragte, wie groß denn ihre Familie sei. Und als sie ihm die Kinderzahl nannte, sagte er in seiner schwäbischen Mundart: "Des isch de richtige Familie für mich."

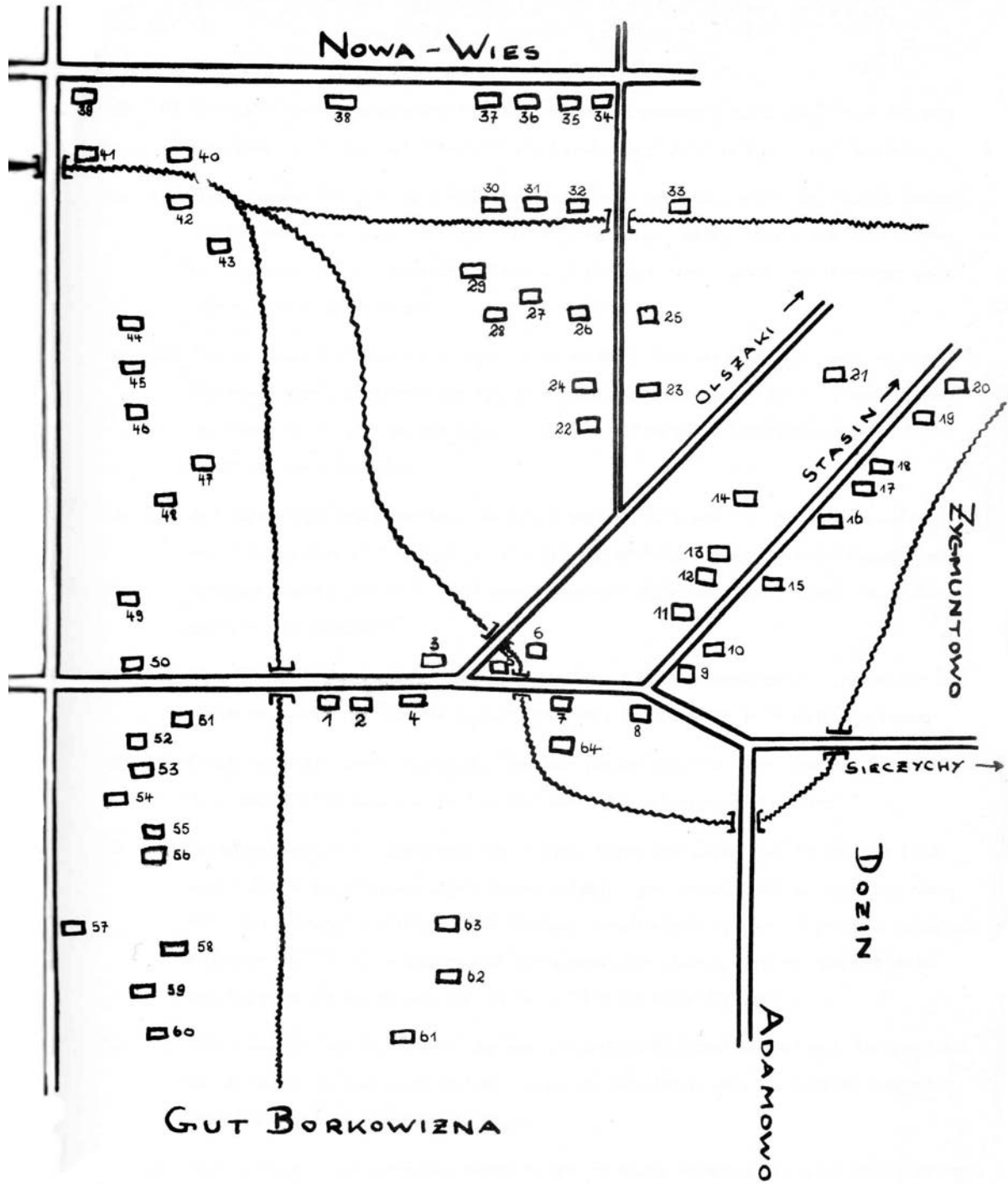
In kurzer Zeit war das spärliche Gepäck verladen, und die Schlittenreihe setzte sich in Bewegung. Es kann und muss gesagt werden, dass die Deutschen aus dem Narewgebiet von den Wolgadeutschen mit der größten Gastfreundschaft aufgenommen und betreut wurden. Im Sommer 1915 durften auch die Männer aus Sibirien zu ihren Familien kommen, und da der russische Staat etwas Unterstützung zahlte und die dortigen Bauern jede bei ihnen vollbrachte Arbeit gut belohnten, hat niemand während der vollen drei Jahre, die wir dort verlebten, Not gelitten. Der Schmerz jedoch um das verlorene Eigentum war dennoch groß und manch einer der vielen, die an der Wolga ihre letzte Ruhestätte gefunden haben, hätte vielleicht länger leben können, wenn er nicht aus seinem geruhigen Dasein gerissen worden wäre.

Zu Anfang des Jahres 1918 verbreitete sich plötzlich das Gerücht, dass die Deutschen aus Polen in ihre Heimat zurückkehren könnten. Sofort bildeten sich größere oder auch kleinere Gruppen und eine nach der anderen trat die Heimreise an. Die Gruppe, der sich mein Vater angeschlossen hatte, bestand aus vierzehn Familien, und die Reise von dem

Wolgadeutschen Dorf Baratajewka, im schwäbischen Volksmund "Peddinger" genannt, bis Marianowo im Narewgebiet dauerte sechzehn Tage. Jetzt aber erst begann die Not. Das Land, das die deutsche Besatzungsregierung an polnische Bauern verpachtet hatte, war ausgelaugt und kaum noch bebaut. Und da weder Pferd noch Wagen, weder Kuh oder anderes Vieh vorhanden war, hatten es die Bewohner von Marianowo nicht leicht, die ersten Nachkriegsjahre durchzustehen. Doch der zähe Wille des deutschen Landmannes überwand alle Hindernisse, und nach wenigen Jahren schon blickte so mancher polnische Bauer vielleicht mit Neid zu seinen deutschen Nachbarn hinüber, weil es diesen jetzt fast besser ging, als vor dem Kriege.

Nochmals war es den deutschen Menschen in und um Marianowo vergönnt, zwei Jahrzehnte auf der als Eigentum ererbten oder in manchen Fällen erworbenen Scholle zu leben. Und obwohl es jetzt ein selbständiges Polen gab, hatte sich nichts für die deutschen Bauern geändert. Sie besaßen alle Rechte und Pflichten, genau so, wie alle anderen Staatsbürger des Landes auch. Zwar kam es nicht oft vor, dass junge Bauernsöhne von Marianowo zum polnischen Militär eingezogen wurden, doch wenn einer den Einberufungsbescheid erhielt, folgte der diesem willig, und man könnte sagen, gern. Das Verhältnis zu den polnischen Nachbarn war jetzt ebenso, als auch vor dem Kriege. Was sollte auch der deutsche Bauer mehr verlangen. Er durfte seine Scholle bebauen, wie es ihm beliebte, und er es für gut befand. Und wenn er die Steuern rechtzeitig abzahlte, war er der ungekrönte König auf seinem Eigentum.

Um dem geschätzten Leser einen besseren Überblick von dem Dorf Marianowo zu geben, will ich es versuchen, eine Skizze aufzuzeichnen, in die jeder Hof, sowie andere Gebäude und Anlagen eingetragen werden sollen. Ich schicke jedoch voraus, dass diese Skizze aus dem Gedächtnis gefertigt wird und deshalb ein Maßstab im üblichen Sinne nicht angelegt werden kann. Und da ich meinen Heimatort nach meiner Heirat im Jahre 1927 verließ, um im benachbarten Dorf Grodziczno zu wohnen, lege ich dieser Skizze den im Gedächtnis habenden Stand des Dorfes von 1925 zugrunde. Und wenn jemand, der Marianowo kurz vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges gekannt hat, der Meinung sein sollte, dass ich den oder jenen Hof einzutragen vergessen habe, muss ich bemerken, dass ich zwar manche Änderung der letzten Jahre kenne, mich aber am besten der Zeit erinnere, als ich noch zu Hause bei den Eltern war. Im Vergleich mit Nummern, will ich nun die Skizze erläutern.



Nr. 1) Deutsche Volksschule mit geräumiger Wohnung für den Lehrer, der auch gleichzeitig Kantor der Gemeinde war.

Nr. 2) Der 1925 angefangene und im Jahre 1929 eingeweihte Betsaal der Kantoratsgemeinde Marianowo. Im Jahre 1939 ist noch ein Turm versehen mit einer Glocke angebaut worden.

Nr. 3) Das Haus des jüdischen Besitzers Lejbke Rosenberg, das in der ersten Zeit als Dorfkrug angesehen wurde.

Nr. 4) Hof des jungen Bauern Sigismund Koppen und seiner Frau Leokadia. Dieser Hof wurde erst 1928 errichtet, doch da ich in besonders gutem Verhältnis zu der Familie stand, habe ich ihn eingezeichnet. Koppen gilt als in Russland vermisst, seine Frau aber lebt in Waldorf/Hessen.

Nr. 5) Hier war das kleine Anwesen des Bauern Gustav Ristau. Er verkaufte später seine Landstelle an zwei verschiedene Bauern und die Gebäude wurden niedergerissen. Er selbst ist während des Krieges im Kreis Schröttersburg gestorben, seine Frau jedoch lebt in Preetz/Holstein.

Nr. 6) Dies war der Hof meines Vaters Christian Guderian. Hier bin ich geboren und habe auf diesem Hof meine Jugendzeit verlebt. Mein Vater, obwohl das Schmiedehandwerk erlernt, hatte sich doch der Landwirtschaft gewidmet. Er starb im Jahre 1927, seine Familie aber ist auf dem ganzen Erdball zerstreut. Nicht nur in Deutschland, sondern auch in Kanada und Südafrika leben seine Nachkommen.

Nr. 7) Dieses Haus und die dazugehörigen sechs Morgen Land gehörten meinem Vater. Das Haus wurde seit 1924 von meinem älteren Bruder Johann bewohnt. Er starb 1956 bei Bad Oldesloe und seine Familie ist nach Kanada ausgewandert.

Nr. 8) Es war nur ein kleiner Hof, welcher dem Bauern Friedrich Ebelt gehörte. Der alte "Ohr Fried", wie er von den Dorfbewohnern genannt wurde, war ein echter Spaßvogel. Trotzdem aber soll er 1945, als er auf sein Land zurückzukehren versuchte, von Polen ermordet worden sein.

Nr. 9) Der Sohn des Vorgenannten, ebenfalls Friedrich genannt, hatte die Witwe des verstorbenen Paul Gert geheiratet. Diese Familie lebt jetzt in Schleswig/Holstein.

Nr. 10) Dieser große Hof gehörte dem Bauern Karl Gert. Im ersten Weltkrieg jedoch waren die Gebäude niedergebrannt, und es dauerte einige Jahre, bis der Hof sein früheres Aussehen bekam. Karl Gert starb noch in Marianowo, seine Nachkommen aber leben jetzt in Deutschland.

Nr. 11) Das Land des Karl Neumann hatte früher zu dem Hofe des Karl Gert gehört. Als Neumann starb, übernahm den Hof sein Schwiegersohn, Adolf Ernst. Dieser verkaufte jedoch zu Anfang der dreißiger Jahre den Hof an seine Nachbarn und wanderte selbst aus nach Kanada.

Nr. 12) Auf diesem Hof lebte der Bauer August Rimatzki. Er wurde von den Dorfbewohnern als der "Kleine August" bezeichnet. Wie ich gehört habe, soll er von den Russen verschleppt worden sein und ist auf dem Wege nach Russland umgekommen. Seine Frau ist in Preetz gestorben.

Nr. 13) Auch dieser Bauer hieß August Rimatzki. Er war der Schwager des Vorgenannten und wurde wiederum der "Große August" genannt. Er soll jetzt in Deutschland leben.

Nr. 14) Es war noch ein uraltes Gebäude, das dem Bauern Ephroim Gert gehörte. Er selbst starb noch in Marianowo, die Nachkommen aber leben in Deutschland.

Nr. 15) Soldatenfriedhof aus dem ersten Weltkrieg. Nach den Gefechten im Sommer 1915 waren die in der Umgebung gefallenen Soldaten gesammelt und hier begraben worden. Der Friedhof umfasst ca. 200 Gräber, davon ein Drittel von deutschen Soldaten. Während die Gräber der deutschen Gefallenen mit Namen versehen waren, stand auf den Kreuzen der Russen nur die Inschrift: "Ein russischer Krieger".

Nr. 16) Nur einen kleinen Hof nannte der Bauer Friedrich Rimatzki sein eigen. Auch er starb einige Jahre vor dem zweiten Weltkrieg, und wo sich seine Nachkommen befinden, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen.

Nr. 17) Martin Krüger hieß der Bauer dieses Hofes. Er wurde während des Bolschewikenkrieges im Jahre 1920 mit Pferd und Wagen von seinem Hof genommen und ist irgendwo im Osten Polens gestorben. Die Witwe mit ihrer Tochter sollen im Kreis Gifhorn/Hannover leben.

Nr. 18) Zwar war es nur ein kleines Anwesen, das der Bauer Karl Krüger besaß, doch die Gebäude befanden sich in gutem Zustande. Da Krüger nur klein von Gestalt war und es mehrere Bauern dieses Namens gab, wurde er "dej klehe Zwar" genannt, was soviel wie "Kleiner Zwerg" bedeuten sollte. Über sein Schicksal ist mir nichts bekannt.

Nr. 19) Aus nur zehn Morgen Landes bestand der Hof des Bauern Karl Ristau. Er selbst starb einige Jahre vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges, seine Nachkommen jedoch leben teilweise in Deutschland, andere davon in Kanada.

Nr. 20) Der letzte Hof dieser Häuserreihe gehörte dem Bauern Rudolf Rimatzki. Er wurde infolge seines Gebrechens als der "Stumme Rimatzki" bezeichnet. Er ist während des

Krieges im Kreis Schröttersburg, seine Frau wiederum in der Ostzone Deutschlands gestorben.

Nr. 21) Einsam und wie verlassen lag das Anwesen des Bauern Karl Rimatzki auf weiter Flur. Es war nur ein kleiner Hof und ich bin auch nur wenige Male dicht an diesem vorbeigekommen. Rimatzki selbst starb noch in Marianowo und über das Schicksal seiner Frau ist mir nichts bekannt.

Nr. 22) Dieser große und schönausgebaute Hof gehörte dem Bauern Adolf Markwardt. Er hatte diesen von seinem Vater geerbt und später vergrößert. Er selbst ist noch in Marianowo gestorben, seine Frau aber lebt bei ihrer einzigen Tochter, Emilie, in Groß-Gerau/Hessen.

Nr. 23) Ein ganz schöner Hof gehörte auch dem Bauern Adolf Koppen. Zwar war die Landwirtschaft in einige auseinandergelegene Flächen zerteilt, die aber alle vom Hof aus gut zu erreichen waren. Er selbst ist noch in Marianowo, die Frau aber in Preetz/Holstein gestorben.

Nr. 24) Dieses Haus gehörte dem Bauern Adolf Markwardt. Es wurde durch längere Zeit von einer jüdischen Familie bewohnt und später niedergerissen. Das an selbiger Stelle neuerbaute Haus mit der dazugehörigen Scheune übergab Markwardt seinem Sohne Gustav. Dieser wurde 1945 von den Polen zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt, die er nicht zu überleben vermocht hat, sondern darüber gestorben ist. Seine Frau jedoch lebt in der Nähe von Bremen.

Nr. 25) Der Bauer Michael Schattschneider besaß nur acht Morgen Land. Das Haus war ebenfalls nicht groß, doch der kleine Hof befand sich stets in bester Ordnung. Er selbst sowie seine Frau sind beide noch in Marianowo gestorben.

Nr. 26) Es war nur ein kleines Häuschen, das hier stand. Es gehörte ebenfalls zum Besitze des Bauern Adolf Markwardt und wurde von dem Tagelöhner Michael Ristau bewohnt, der noch vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges starb.

Nr. 27) Einen netten, wenn auch nicht großen, Hof nannte Gustav Krüger sein eigen. Da es mehrere Bauern dieses Namens gab, wurde dieser als der "Große Gustav" bezeichnet. Er ist während des Krieges im Kreis Schröttersburg, seine Frau aber in Preetz/Holstein gestorben.

Nr. 28) Johann Neetz gehörte zu den größten Bauern des Dorfes. Als er kinderlos starb, erhielt den größten Teil seines Besitzes der Stiefsohn Adolf Ernst, in den Rest teilten sich die übrigen Verwandten des Verstorbenen.

Nr. 29) Auch dieser Hof hatte einst zum Besitz des Johann Neetz gehört, war aber später an den Bauern Friedrich Schmidt verkauft worden. Von diesem wurde das hier stehende uralte Gebäude niedergerissen und durch ein neues ersetzt. Über sein Schicksal ist mir nichts bekannt.

Nr. 30) Dieses Haus, das von einer jüdischen Familie bewohnt war, gehörte dem Bauern Johann Neetz.

Nr. 31) Hier wohnte der Bauer August Teez. Er besaß nur acht Morgen Land und ein kleines Wohnhaus mit danebenstehender Scheune und Stall. August Teez starb etwa zehn Jahre vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges, und über das Schicksal seiner Frau ist mir nichts bekannt.

Nr. 32) Dies war der Hof, den mein Großvater, Wilhelm Gottlieb Guderian, erworben hatte. Als er 1920 starb, verkauften die Erben den Hof an Edmund Müller, der jetzt in Tötensen, Kreis Hamburg-Harburg lebt.

Nr. 33) Einen schönen und großen Hof besaß auch der Bauer Gustav Reschke. Dieser Hof lag dicht am Wassergraben und befand sich stets in guter Ordnung. Gustav Reschke soll auf der Flucht im Jahre 1945 umgekommen sein.

Nr. 34) Hart am Waldrand lag der kleine Hof des Bauern Johann Machel. Er selbst und seine Frau starben in Marianowo, während der Sohn Sigismund in Schleswig-Holstein lebt.

Nr. 35) Der einzige Hof, der in Marianowo von einem Polen bewohnt wurde, gehörte dem Bauern Jan Dolecki.

Nr. 36) Die Familie Zitlau besaß ebenfalls nur einen kleinen Hof. Beide Eheleute starben in Marianowo, während der einzige Sohn, Hermann, in der Nähe von Kiel lebt.

Nr. 37) Dieses Haus und die dazugehörigen acht Morgen Land, gehörten dem Bauern Adolf Markwardt. Er hatte das Land in jüngster Zeit gekauft und dann das Wohnhaus an den Schuhmacher Wilhelm Heymann vermietet.

Nr. 38) Ein sehr schöner und großer Hof gehörte dem Bauern Paul Rinas. Die Gebäude stammten aus alter Zeit, sahen jedoch recht stattlich aus. Paul Rinas starb in Marianowo, während seine Frau jetzt noch in Deutschland lebt.

Nr. 39) Das uralte und langgestreckte Gebäude, das hier stand, erinnerte an den einstigen Krug von Marianowo. Es wurde auch jetzt von einer jüdischen Familie bewohnt.

Nr. 40) Einen großen Hof besaß auch der Bauer Karl Machel. Sein Land war in mehrere

Stücke zerteilt, die aber nicht weit voneinander entfernt lagen. Er selbst, sowie auch seine Frau, sind beide im Kreis Schröttersburg gestorben.

Nr. 41) Hier hatte einst die Dorfschmiede gestanden. Jetzt erinnerten nur noch wenige Steine und einige Kirschbäume daran, dass hier vor Jahren ein Haus gestanden habe.

Nr. 42) Meine Taufpatin Ottilie Krüger besaß nur ein kleines Häuschen und wenige Morgen Landes. Ihr Mann war nach Amerika ausgewandert, von wo er nicht mehr zurückgekehrt ist. Sie starb bei ihrer Tochter in Adamowo.

Nr. 43) Dieses Haus gehörte dem vorhin genannten Karl Machel und war von einer jüdischen Familie bewohnt.

Nr. 44) Es war ein großer Hof, der dem Bauern Karl Rinas gehörte, doch die Gebäude befanden sich stets in baufälligem Zustande. Im übrigen aber ging es ihm gut. Diese Familie soll in der Ostzone Deutschlands leben.

Nr. 45) Das Land, das zu diesem Hof gehörte, war einst Besitz des alten Rinas gewesen. Jetzt lebte darauf die Schwester von Karl Rinas, die den Bauern Eduard Look geheiratet hatte. Sie verkauften den Hof und zogen nach Blendowo.

Nr. 46) David Zierat bewohnte diesen nicht großen, aber schönen Hof. Er selbst ist noch in Marianowo gestorben, während seine Frau in der Nähe von Bremen leben soll.

Nr. 47) Der Bauer Rudolf Barke besaß nur wenig Land und auch die Gebäude waren nicht groß. Als er wenige Jahre nach dem ersten Weltkrieg starb, übernahm sein Schwiegersohn Karl Ziemer den Hof und hat die anderen Erben ausgezahlt.

Nr. 48) Dieser, ebenfalls nur kleine Hof, gehörte der Witwe meines Großonkels, August Guderian. Ob sie jetzt noch am Leben ist, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen.

Nr. 49) Auch Johann Balkau nannte nur einen kleinen Hof sein eigen, jedoch er hatte sein gutes Auskommen. Über sein und seiner Familie Schicksal ist mir nichts bekannt.

Nr. 50) Hart am Wege, der nach Grodziczno führte, lag der neuerrichtete Hof des Gustav Krüger. Er wurde als der "Kleine Gustav" bezeichnet. Noch jung an Jahren, starb er in Marianowo, seine Frau aber lebt in Deutschland.

Nr. 51) In diesem uralten Gebäude wohnten die beiden Brüder des vorgenannten Gustav Krüger. Friedrich war der ältere und bewirtschaftete den Hof, während der jüngere Bruder, Rudolf, noch bei ihm war. Später sollte Rudolf dieses Haus übernehmen, während Friedrich einen völlig neuen Hof errichten wollte, was auch geschehen ist.

Nr. 52) Der Bauer Jakob Witzke besaß nur wenig Land und ein kleines Haus, hatte aber sein gutes Auskommen. Was mit dieser Familie geschehen ist, kann ich nicht sagen.

Nr. 53) Samuel Treichel war der Schwiegersohn von Jakob Witzke und hatte auf dessen Land ein kleines Haus erbaut. Diese Familie soll in der Ostzone Deutschlands leben.

Nr. 54) Ein nur kleines Haus bewohnte die jüdische Familie Ratschkowski, die sich durch Handel mit Butter und Geflügel ernährte. Später ist dieses Haus niedergerissen worden.

Nr. 55) Dieser neuerrichtete Hof gehörte dem Bauern Peter Balkau. Er besaß zwar nicht viel Land, hatte aber sein gutes Auskommen. Er soll jetzt in Deutschland leben.

Nr. 56) Dicht neben dem Hof des Peter Balkau, lag der des Gottlieb Ossowski. Er war längere Zeit Dorfschulze von Marianowo. Über sein Schicksal ist mir nichts bekannt.

Nr. 57) Hier befand sich der Friedhof von Marianowo. Viele Menschen, die hier ihre letzte Ruhestätte gefunden haben, habe ich gekannt und denke oft an diese zurück. Wie gern möchte ich noch einmal hierher kommen, um zu sehen, ob dieser Flecken Erde nicht entweiht worden ist.

Nr. 58) Einen großen Hof besaß der Bauer Friedrich Rinas. Seine Gebäude waren neu und gaben dem Hof ein gutes Aussehen. Beide Eheleute sind in Marianowo gestorben.

Nr. 59) Der Hof des Bauern Adolf Müller sah ebenfalls sehr schön aus. Er verkaufte diesen später an seinen Schwager Gustav Ebelt, der hier einen Saal einrichtete, in dem Schwestern der Gemeinschaft "Entschiedenenes Christentum" Versammlungen in kirchlichem Sinne veranstalteten.

Nr. 60) Auch der Bauer Karl Ristau, der wegen seines hohen Wuchses als der "Große Karl" bezeichnet wurde, besaß einen großen und schönen Hof. Später verteilte er das Land unter die Kinder und baute ein Haus auf dem Boden des Dorfes Grodziczno. Er starb im Kreise Graudenz.

Nr. 61) Einen Hof mittlerer Größe besaß auch der Bauer Friedrich Reschke. Als seine Frau starb verteilte er das Land unter die Kinder, während er selbst in eine andere Gegend Polens zog, wo er nochmals geheiratet hat.

Nr. 62) Ludwig Schulz besaß nur wenig Land. Und da er auf diesem kein volles Auskommen hatte, beschäftigte er sich als Baumeister. Viele Gebäude der Umgebung waren sein Werk, und auch den Betsaal von Marianowo hat er erbaut.

Nr. 63) Auch der Bauer Friedrich Kappen besaß keinen großen Hof. Doch da die Gebäude neu waren, sah er sehr schön aus. Er und seine Frau, sind beide in Marianowo gestorben.

Nr. 64) Nummernmäßig war es der letzte Hof des Dorfes, obwohl er mitten in der Ortschaft lag, der dem Bauern Sigismund Rinas gehörte. Das Gebäude war noch im alten Stil erbaut und beherbergte alle drei Teile unter einem Dach. Diese Familie soll in der Ostzone Deutschlands leben.

So etwa sah es zu Mitte der zwanziger Jahre in Marianowo aus. Obwohl ich auch später noch hin und wieder hierher kam, so kann ich mir doch kein richtiges Bild mehr davon machen, wie dieses Dorf in den letzten Vorkriegsjahren ausgesehen hat. Doch als alle deutschen Bauern schon Marianowo verlassen hatten, war es mir noch einmal vergönnt, hierher zu kommen. Ich ging an meinem Vaterhause ohne einzukehren vorbei, da es von Polen bewohnt war. Kirche und Schule waren verschlossen und standen verwaist da. An der westlichen Seite des Dorfes waren einige Höfe niedergebrannt, und ich besuchte zum letzten Male den Friedhof. Vor den Gräbern meines Vaters, Großvaters und meiner zwei jungverstorbenen Kinder blieb ich stehen und sprach ein stilles Gebet. Dann ging ich traurig der Kreisstadt Pułusk entgegen.

Näheres darüber aber, wie und wann die deutschen Bauern Marianowo verlassen haben, will ich im letzten Abschnitt dieses Berichtes zu schildern und niederzuschreiben versuchen.

Kirche und Schule

Als die ersten Bahnbrecher deutscher Bauern und Landarbeiter in das Narewgebiet kamen, sah es hier recht traurig aus. Es war nicht nur die Wildnis, in die sie sich versetzt sahen, oder die Sorge um das tägliche Brot, sowie der Gedanke, kein Dach über dem Kopfe zu haben, sondern auch die geistige und seelische Not bedrückte sie sehr. Damals hielten die Menschen noch etwas vom Worte Gottes und glaubten ohne dieses nicht leben zu können. Ein Sonntag ohne Gottesdienst bedeutete für sie soviel, wie ein Erntetag unter mit Wolken bedecktem Himmel. So war es denn neben der Sorge um das tägliche Brot, auch die, ein Schulhaus zu erbauen, in dem ein Schulmeister den Gottesdienst halten und ihren Kindern das Lesen und Schreiben beibringen konnte.

Nicht in jedem Dorfe aber war Land für Kirche und Schule vorgesehen. So schlossen sich denn die kleineren Dörfer an die größeren an, und auf diese Weise bildeten sich die Kantoratsgemeinden. In dem Dorf, das als Kantorat zu gelten ausersehen war, wurde ein größeres Gebäude erbaut, in dem ein Betsaal, die Schulklasse und Wohnung für den Schulmeister eingerichtet wurde.

Das Schulgebäude wurde von den Bauern gemeinsam erbaut. Jeder trug dazu bei, soviel er konnte. Alles wurde von den Kantoratsmitgliedern selbst gemacht. Die Bäume auf dem Schullande wurden gefällt, die Stämme bearbeitet und das Bauholz herangeschafft. Niemand weigerte sich mitzuhelfen. Allen lag daran, mit dem Bau recht schnell fertig zu werden. Sie arbeiteten von früh bis spät und ruhten nicht eher, als bis das Gebäude fertig dastand und seiner Bestimmung übergeben werden konnte.

Wenn nun das Gebäude fertig dastand und eingeweiht war, bezog es der Schulmeister. Seine Pflicht war es jetzt, in erster Linie an den Sonn- und Feiertagen den Lesegottesdienst zu halten, die Neugeborenen zu taufen und die Toten zu beerdigen. Es war jedoch auch seine Pflicht, die Kinder im Lesen und Schreiben zu unterrichten und sie zur Konfirmation vorzubereiten. Er galt als der klügste Mann des Dorfes und hatte auch dem Dorfschulzen bei Verrechnung der Steuern zu helfen. Auch hatte er sonst einem jeden mit Rat beizustehen und dem, der des Schreibens unkundig war, zu helfen. Denn in der damaligen Zeit war es kein Wunder, wenn jemand von den Bauern und Landarbeitern nicht schreiben konnte.



Konfirmation in Marianowo 1935 mit Pastor Sigmund Lang
(dahinter v. rechts n. links Kirchenvorsteher Paul Rienas, Evangelist
Rudolf Reichwald aus Nury, Kirchenvorsteher August Rimatzki)



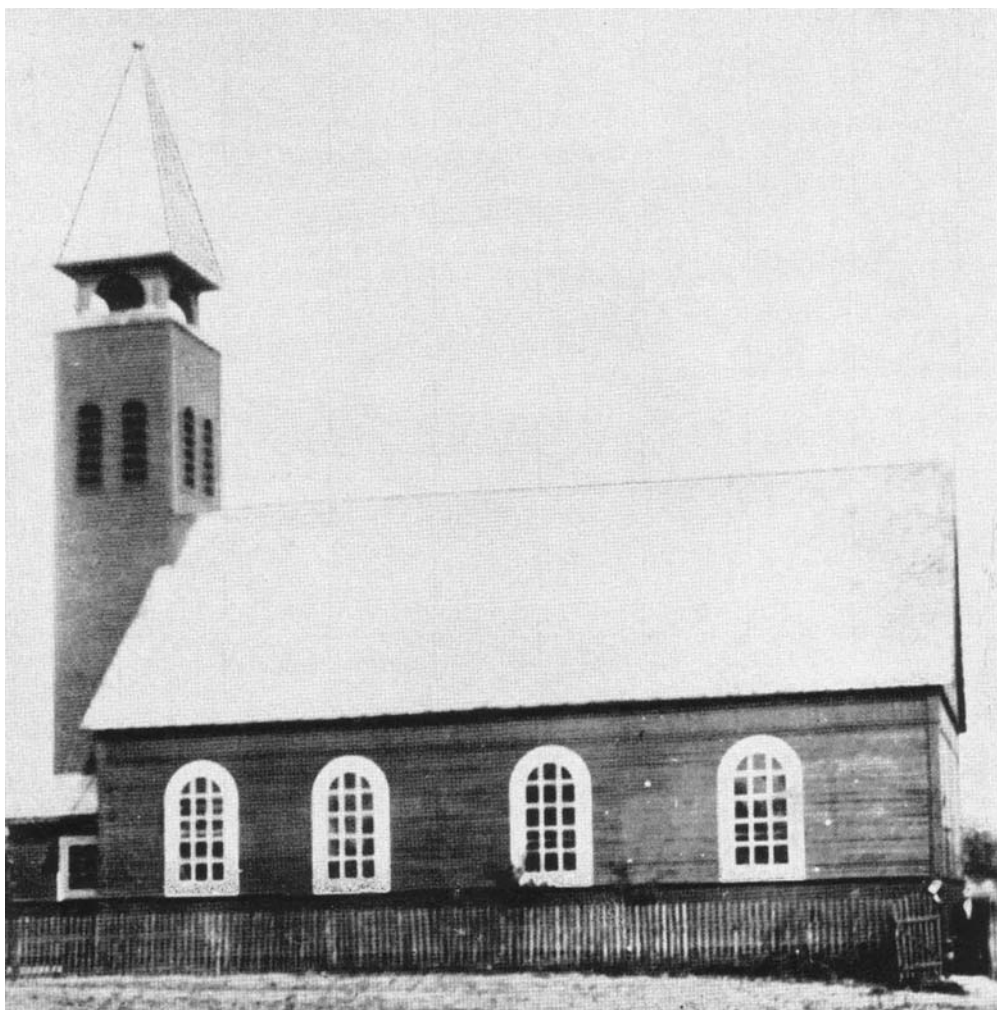
Posaunenchor von Marianowo 1939
mit Pastor Matz und dem Leiter des Chores Edmund Müller (3. v. rechts)



Johann Guderian
Letzter Dorfschulze von Marianowo



Friedrich Guderian
Verfasser der Chronik von Marianowo



Evangelische Kirche in Marianowo
erbaut 1925/29

Als Lohn für diese Dienste erhielt er die freie Wohnung und die Nutznießung des steuerfreien Schul- und Kirchenlandes. Später sind die Kantoratsgemeinden dazu übergegangen, dem Kantor, wie er in späterer Zeit genannt wurde, eine sogenannte Schüttung zu bewilligen. Diese bestand aus einer gewissen Anzahl Pfund Getreide, die nach der vom Bauern besitzenden Morgenzahl berechnet wurde. Die Schüttung wurde jedes Jahr, im Herbst oder Winter entrichtet und hat sich im Laufe der Zeit als die beste Lohnentrichtung für den Kantor, oder besser gesagt, Schulmeister erwiesen.

Das Schulmeisteramt war nicht leicht. Er musste stets zur Verfügung für seine Kantoratsmitglieder bereitstehen. Die Gottesdienste wurden zwar nur an Sonn- und Feiertagen gehalten. Auch aus dem Unterricht der Kinder wurde nicht viel. Derselbe fing im Spätherbst an und sobald die Landarbeit im Frühjahr wieder anfing, hörte er auf. Doch da waren die vielen anderen Pflichten. Wenn jemand bei dem Gutsbesitzer oder auf einem Amt zu tun hatte, musste der Schulmeister mitgehen, da er doch die Sprache des Landes beherrschte, was bei den anderen nicht der Fall war. Kam die Polizei ins Dorf, dann kehrte diese zuerst bei ihm ein, weil er doch der Einzige im Dorfe war, mit dem sie sich unterhalten konnten. Oftmals musste er auch eine Reise zur Kreisstadt antreten, die einen vollen Tag in Anspruch nahm.

Die Personenstandsakten wurden damals nur von den katholischen Geistlichen geführt. Der Schulmeister war nicht berechtigt, Eintragungen zu machen. Er musste, wenn er ein Kind taufte oder einen Toten beerdigte, sich zu dem Geistlichen, der für seinen Bezirk zuständig war, begeben und die Eintragung besorgen.

Das Land, das ihm von der Gemeinde zur Nutznießung übergeben war, musste er selbst bearbeiten. Ein Pferd zu halten, lohnte kaum. Er war bei der Bestellung seines Landes auf die Hilfe der Bauern angewiesen. Zwar hatten diese es sich zur Pflicht gemacht, ihm abwechselnd ihre Pferde zur Verfügung zu stellen, aber wie oft musste er von einem zum anderen laufen, bis es ihm gelang, einen zu überreden, ihm sein Pferd zu überlassen. Meistens waren die Bauern darauf bedacht, zuerst ihr eigenes Land zu bearbeiten und dann an den Schulmeister zu denken.

Besonders schlimm war es in der Erntezeit. War das Wetter gut, so bekam auch der Schulmeister sein Getreide eingefahren. Regnete es aber, so beschäftigte sich der Bauer zuerst mit dem Einfahren seines eigenen Getreides und der Schulmeister mochte sehen, wie er seines hineinbekam. Und so musste es denn der Schulmeister sehr oft erleben, dass schon alle Bauern ihr Getreide in ihren Scheunen hatten, während seines noch immer vom Regen durchnässt auf dem Feld stand.

Das geistige und geistliche Wohl der deutschen Bevölkerung in Polen aber war damit

noch nicht erfüllt, wenn sie ein Schulgebäude erbaut und einen Schulmeister angestellt hatten. Zwar hielt er den Lesegottesdienst und unterrichtete die Kinder. Auch taufte er die Neugeborenen und beerdigte die Toten. Aber es war doch nur alles ein Notbehelf. Die Menschen verlangten doch danach, von Zeit zu Zeit einen Pastor in ihrer Gemeinde zu haben. Wenigstens einmal im Jahre wollte doch ein jeder zum Heiligen Abendmahl gehen. Ihre Konfirmanden, die vom Schulmeister vorbereitet wurden, mussten konfirmiert werden. Es gab doch auch junge Leute, die heiraten wollten und auf die Trauung warteten. Auf die Dauer wollten sie doch auch ihre standesamtlichen Eintragungen nicht von den katholischen Geistlichen machen lassen. Deshalb mussten die deutsch-evangelischen Bauern daran denken, wie es möglich zu machen sei, einen Pastor in ihre Nähe zu bekommen.

In der ersten Zeit, als sich deutsche Bauern, Handwerker und Kaufleute in Polen angesiedelt hatten, gab es nur wenige Pastoren, die mit herüber gekommen waren. Diese wenigen reisten nun von einer Ortschaft zur anderen, und wo sie hinkamen, wurden diese freudig begrüßt und liebevoll aufgenommen. Der Pastor blieb dann einige Tage an solch einem Ort und tat alles, was es in religiöser Beziehung zu tun gab. Er hielt einen Gottesdienst, verbunden mit der Feier des Heiligen Abendmahls, vollzog Taufen und Trauungen, konfirmierte die vom Schulmeister vorbereiteten Konfirmanden und stand auch sonst den Menschen mit Rat und Tat zur Seite.

Doch dieser Zustand konnte die Menschen auf die Dauer nicht befriedigen. Bald entstand der Wunsch, sich zu Kirchengemeinden zusammenzuschließen und einen eigenen Pastor zu berufen. So kam es denn mit der Zeit dazu, dass sich in geeigneten Kleinstädten Pastoren niederließen, welche die umliegenden Kantoratsgemeinden zusammenfassten und somit Kirchengemeinden gründeten.

Die Pflicht des Pastors bestand jetzt darin, die Kantoratsgemeinden abwechselnd zu besuchen, Gottesdienste zu halten, Amtshandlungen zu vollziehen, Personenstandsbücher anzulegen und sie weiter zu führen. Denn sobald eine Kirchengemeinde gegründet worden und ein Pastor angestellt war, wurde er von der Regierung zum Standesbeamten ernannt. Wenn der Pastor jetzt eine Trauung oder eine andere Amtshandlung vollzog, so war er auch berechtigt, die entsprechenden Eintragungen zu machen, was ihm früher als Reisepastor nicht gestattet war.

Auch die Kantoren oder Schulmeister, wie diese noch immer vom Volksmund genannt wurden, hatten es jetzt leichter. Wenn nun ein Kind von ihnen getauft wurde oder ein Toter beerdigt, hatten sie nur die entsprechenden Notizen zu machen und diese gesammelt einmal im Monat dem Pastor zu übersenden, der dann für die Eintragung in die hierfür vorgesehenen Personenstandsbücher zu sorgen hatte. Die vielen Gänge zu den katholischen Geistlichen blieben dem Schulmeister dadurch erspart.

In der Stadt selbst, wo sich die Mutterkirche, wie sie von den Kantoratsgliedern genannt wurde, befand, gab es meistens einige Handwerker oder Kaufleute, die dann zusammen mit den näher um die Stadt herumwohnenden Bauern die Muttergemeinde bildeten. Der Regel nach schlossen sich immer fünf bis sechs Kantoratsgemeinden der Muttergemeinde an. Diese Kantorate aber lagen nicht etwa in unmittelbarer Nähe, sondern waren sehr oft dreißig bis vierzig und mehr Kilometer entfernt, was jedoch die Landbevölkerung nicht davon abschreckte, die Mutterkirche des öfteren zu besuchen. Es wurde deshalb auch in den meisten Fällen so eingerichtet, dass der Pastor in der Stadtkirche an jedem ersten Sonntag im Monat den Hauptgottesdienst hielt und an den anderen die einzelnen Kantorate abwechselnd besuchte. An den Sonntagen, wo der Pastor außerhalb der Mutterkirche war, hielt auch hier nur der Gemeindegantor einen Lesegottesdienst.

Die Gründung der Kantoratsgemeinde Marianowo fiel in etwa mit der der Kirchengemeinde Pułusk zusammen. Zu der Kirchengemeinde in Pułusk, die 1844 gegründet war, gehörten außer Marianowo noch die beiden nebeneinanderliegenden Kantorate Nury und Wincentowo, das Kantorat Nowa-Wies bei Sierock und das Kantorat Seferinowo bei Makow. Außerdem wurde noch die im Bezirk Nasielsk gegründete Filiale, die ebenfalls aus einigen Kantoratzen bestand, kirchlich von Pułusk aus betreut.

Die Kantoratsgemeinde in Marianowo umfasste alle Bauern und Landarbeiter, die sich zur Evangelisch-Lutherischen Kirche Augsburgischen Bekenntnisses bekannten. Hierzu gehörten die Dörfer außer Marianowo, Adamowo, Dozin, Nowa-Wies, Stasin, Zygmuntowo, auch noch die zerstreut wohnenden Deutschen aus Olszaki und dem etwa sechs Kilometer entfernten Dorf Grondy-Schlacheckie. In Marianowo selbst wohnten etwa die Hälfte der Kantoratsmitglieder, während sich die andere Hälfte aus den Bewohnern der umliegenden Dörfer zusammensetzte. Wenn ich jetzt zurückdenke und in Gedanken die Familien nachzähle, so komme ich auf etwa einhundertundzwanzig. Jede Familie wiederum durchschnittlich mit vier Personen gerechnet, dürfte eine Seelenzahl des Kantirates Marianowo von annähernd fünfhundert ergeben.

Es ist mir nicht bekannt, wer als erster Pastor nach Pułusk gekommen ist und die neugegründete Gemeinde mit den dazugehörigen Kantoratzen übernommen hat. Wie ich aber aus vielen Urkunden, auf welchen die Unterschrift des Pastors Dymowski angegeben war, feststellte, muss er lange Zeit in Pułusk amtiert und auch das Kantorat Marianowo betreut haben.

Einige Jahre vor Ausbruch des ersten Weltkrieges ist die Gemeinde von Pastor Falzmann übernommen worden. Er hat die Verbannung nach Russland mit seinen Gemeindegliedern geteilt und ich kann mich gut daran erinnern, dass Pastor Falzmann auch nach dem Kriege noch Gottesdienste in Marianowo hielt.

Als Pastor Falzmann die Gemeinde in Pułtusk verließ, um nach Zgierz zu gehen, kam Pastor Erich Buse hierher. Zwar hat Pastor Buse nur ein Jahr in Pułtusk amtiert und somit auch nur kurze Zeit das Kantorat Marianowo betreut, jedoch ich erinnere mich deshalb so gut an ihn, weil ich im Jahre 1922 von ihm konfirmiert worden bin.

Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich sage, dass Pastor Robert Nitschmann, der inzwischen die Gemeinde in Pułtusk übernommen hatte, im Januar 1923 seinen ersten Gottesdienst in Marianowo hielt. Meine Frau und ich sind von Pastor Nitschmann im Jahre 1927 getraut worden, und ich nehme an, dass er im Jahre 1930 die Gemeinde Pułtusk verlassen hat.

Pastor Siegmund Lang hat ebenfalls einige Jahre in Pułtusk amtiert und somit auch das Kantorat Marianowo betreut. Zwar erinnere ich mich gut daran, unter welchen Umständen Pastor Lang die Gemeinde verließ, kann aber nicht mit Bestimmtheit sagen, wann es gewesen ist. Ich hoffe jedoch, dass jemand anders, der die Umstände der Gemeinde in Pułtusk besser kennt als ich, einen ausführlichen Bericht der Nachwelt hinterlassen wird.

Kurze Zeit, ich glaube, etwas mehr denn ein Jahr vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges, kam Pastor Matz nach Pułtusk und übernahm auch somit die Betreuung der Kantoratsgemeinde in Marianowo. Wann Pastor Matz die Kirchengemeinde in Pułtusk verlassen hat, ist mir nicht bekannt, jedenfalls aber ist er als der letzte Pastor zu betrachten, der die Gemeinde Marianowo betreut hat. Im übrigen ist mir bekannt, dass Pastor Matz nach Beendigung des zweiten Weltkrieges an der Betreuung der polnisch-evangelisch-lutherischen Gemeinden in England mitbeteiligt war.

Es ist mir nicht bekannt, wann das erste kleine aus Holz erbaute Kirchlein in Marianowo errichtet worden ist. Doch daran kann ich mich noch gut erinnern, wie diese am Pfingstdienstag des Jahres 1914 nieder brannte. Am Vormittag war wie üblich - im Narewgebiet war es Brauch, dass die Hauptfeste mit je drei Tagen gefeiert wurden - Gottesdienst gehalten worden. Während oder im Anschluss daran sollte eine Taufe vollzogen werden. Die Teilnehmer derselben hatten sich jedoch verspätet, und so hatte der Kantor nach Beendigung der Tauffeier die Lichter auf dem Altar gelöscht. Dabei mag vielleicht ein Funke auf die Altardecke gefallen sein. Jedenfalls stand das Gebäude nach knappen zwei Stunden in hellen Flammen. Zwar eilten die Menschen aus allen Richtungen der Unglückstätte zu, aber es war zu spät, um noch etwas retten zu können. Nur mit großer Mühe gelang es, das danebenstehende Schulhaus vor dem Feuer zu bewahren.

Die Gottesdienste fanden darauf fünfzehn Jahre hindurch in der geräumigen Schulklasse statt. An gewöhnlichen Sonntagen war auch die Klasse groß genug, um alle, die zu den Gottesdiensten kamen, zu fassen. An den hohen Festtagen aber, oder wenn der Pastor

den Hauptgottesdienst hielt, war der Raum überfüllt, und die Menschen mussten oftmals vor den geöffneten Fenstern stehen, um das Wort Gottes hören zu können. Deshalb auch wurde, sobald sich die Gemeindeglieder etwas von dem Schrecken des ersten Weltkrieges erholt hatten, an die Erbauung einer neuen Kirche gedacht. Schon im Jahre 1925 wurde auf einer Gemeindeversammlung der Bau eines neuen Betsaals beschlossen. Die hierzu erforderlichen Gelder sollten durch eine Familiensteuer und dazu einer solchen, welche nach der Größe der Landwirtschaft berechnet wurde, aufgebracht werden. Das Heranfahren des Baumaterials, sowie die Ausführung sämtlicher Arbeiten, wollten die Gemeindeglieder freiwillig auf sich nehmen. Die Gemeindeglieder des Kantorates Marianowo jedoch mussten noch einige Male zusammenkommen, um über zusätzliche Besteuerungen zu beraten, ehe das Gebäude fertig dastand und seiner Bestimmung übergeben werden konnte.

Die Einweihung des neuerbauten Betsaales fand am 24. Juni des Jahres 1929 statt. Es war eine eindrucksvolle Feier, zu der vier Pastoren gekommen waren. Der Posaunenchor der Kantoratsgemeinde Marianowo hatte sich mit dem des Kantorates Nury vereint, und beide Chöre trugen viel zur Verschönerung der Feier bei.

Jetzt besaß das Kantorat wieder einen Raum, in dem die Gottesdienste gehalten werden konnten, ohne dass dieser zu anderweitigen Zwecken benutzt werden musste. Kurz vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges ist noch ein Turm an den Betsaal angebaut worden, jedoch ich war nicht mehr dabei, als die Gemeinde am 24. Juni 1939, zum zehnjährigen Jubiläum also, von der neuen Glocke zum Gottesdienst gerufen wurde. Die Gemeindeglieder des Kantorates aber haben sich nicht mehr lange an dem Klang der neuen Glocke erfreut, denn drei Monate später wurde Marianowo und seine Umgebung von den deutschen Bauern geräumt, um vorerst im Kreis Schröttersburg - zu polnisch Plock - angesiedelt zu werden.

Schon im Jahre 1907 ist in dem Kantorat Marianowo ein Posaunenchor gegründet worden, der von dem Bauern Adolf Müller geleitet wurde. Der Posaunenchor hatte es sich zur Aufgabe gemacht, die Gottesdienste durch Begleitung der gesungenen Lieder, neben der Orgel, zu verschönern. Auch kamen die Mitglieder des Chores gerne einer Bitte nach, eine Begräbnisfeier durch ihr Mitwirken eindrucksvoller zu gestalten. Dass dieser Chor nicht gleich in den ersten Nachkriegsjahren seine Tätigkeit aufgenommen hat, ist wohl darauf zurückzuführen, dass viele Instrumente verlorengegangen waren und sich die Bauern erst von den Schrecken des Krieges erholen mussten, um an die Anschaffung neuer denken zu können.

Da jedoch in der Schulklasse keine Orgel vorhanden war und die Lieder ohne jegliche musikalische Begleitung angestimmt und gesungen werden mussten, wurde der Wunsch nach einem Posaunenchor immer lauter. Im Frühjahr 1928 war es denn endlich soweit,

dass sich eine Reihe junger Männer bereit erklärte, Instrumente anzuschaffen und einen neuen Chor zu gründen.

Diesmal war es Edmund Müller, ein Bruder des vorgenannten Adolf Müller, der die jungen Männer um sich scharte und die Führung des Chores übernahm. Groß war die Freude der Gemeindeglieder, als der Posaunenchor zum ersten Male in der Schulklasse erschien. Und da auch in dem neuerbauten Betsaal vorerst von der Einbauung einer Orgel abgesehen worden war, begrüßten es die Gemeindeglieder von Marianowo sehr, dass der Posaunenchor bis zum Schluss seine Tätigkeit aufrecht erhalten hat.

Das erste Schulgebäude in Marianowo ist wohl kurz nach der Gründung der Kantoratsgemeinde erbaut worden. Wie dieser Bau ausgesehen hat, daran kann ich mich leider nicht mehr erinnern. Ganz schwach aber kann ich mich entsinnen, wie dieses schon längst baufällige Gebäude abgetragen und an derselben Stelle ein neues Haus errichtet wurde. Das neue Schulgebäude war aus nach außen hin rundgehaltenen Baumstämmen erbaut, und bot für die Umgebung ein schönes Bild. Es enthielt neben der geräumigen Schulklasse, auch die Wohnung für den Lehrer, die aus mehreren Räumen bestand. Stall und Scheune standen dicht daneben, und der große Schulhof war mit einem Bretterzaun umgeben, der einen guten Spielplatz für die in den Pausen herumtollenden Kinder bot.

Von jeher war es Brauch in der Kantoratsgemeinde zu Marianowo gewesen, dass der derzeitige Lehrer an der Schule gleichzeitig auch das Amt des Kantors versah. Der Gemeinde war von Anfang an von den Schulbehörden das Recht eingeräumt worden, dass an dieser Schule nur ein Lehrer deutschen Volkstums und evangelischen Glaubensbekenntnisses angestellt werden dürfe. Auch die polnische Regierung hat bis zum Schluss dieses eingeräumte Recht nicht angetastet und es nie versucht, einen polnischen Lehrer nach Marianowo zu entsenden. Marianowo war denn auch einer der wenigen Orte Polens, der bis zum Ausbruch des zweiten Weltkrieges eine Schule mit deutscher Unterrichtssprache besaß.

Es ist mir nicht gelungen festzustellen, wer die ersten von der Gemeinde angestellten Schulmeister in Marianowo gewesen sind. In einer kürzlich geführten Aussprache mit dem Leiter des letzten Posaunenchores in Marianowo, Herrn Edmund Müller, der bedeutend älter ist als ich es bin, erklärte mir dieser, dass ein gewisser Herr Hirsch viele Jahre hindurch das Amt eines Schulmeisters ausgeführt und dieses etwa 1885 aufgegeben hat. Wohin sich aber dieser Schulmeister, nachdem er sein Amt in Marianowo aufgab, gewendet hat, daran konnte sich Herr Müller nicht mehr erinnern.

Nach den Aussagen des Herrn Müller soll im Jahre 1885 ein gewisser Emil Tonn nach Marianowo gekommen sein, um das Amt des Schulmeisters zu übernehmen. Er hat dieses zur größten Zufriedenheit der Kantoratsmitglieder bis 1892 ausgeführt, um dann

Marianowo für kurze Zeit zu verlassen. Er hatte wohl gehofft, auf einer anderen Stelle ein besseres Dasein zu finden. Da aber die Gemeindeglieder in Marianowo mit seinem Nachfolger, einem gewissen Herrn Koch, nicht zufrieden waren und auch der Schulmeister Emil Tonn auf der neuen Stelle nicht das gefunden, was er erhofft, kam es dazu, dass Herr Koch seines Amtes enthoben und Herr Emil Tonn nach Marianowo zurückberufen wurde. Herr Emil Tonn hat dann bis zu seinem im Jahre 1902 erfolgten Tode das Amt weiter ausgeführt und wurde auf dem Friedhof in Marianowo begraben.

Kurz nach dem Tode von Emil Tonn kam Herr Ernst Herbstreit nach Marianowo. Wie sich jedoch Herr Müller erinnerte, hat dieser Lehrer nur kurze Zeit in Marianowo gewirkt und nach knappen drei Jahren, im Jahre 1905 also, die Schule verlassen.

Nach einer kurzen Unterbrechung ist dann ein gewisser Herr Weiß nach Marianowo gekommen. Er hat etwa sieben Jahre in Marianowo das Amt eines Lehrers und Kantors ausgeführt und ist hier im Jahre 1912 gestorben. In seine Amtszeit fällt der Umbau des Schulgebäudes. Nebenbei gesagt, ich soll von ihm getauft worden sein.

Dann kam Herr Trinks als Lehrer und Kantor nach Marianowo. Es ist dies der erste Schulmeister dieses Ortes, an den ich mich erinnern kann. Er hat die Evakuierung der deutschen Bauern von Marianowo im Jahre 1915 nach Russland mitgemacht und kam im November 1918 hierher zurück. Es war ihm jedoch nicht vergönnt, in Marianowo lange zu wirken. Kurz nach Weihnachten erkrankte er, und wenn ich mich recht erinnere, so starb er im März des Jahres 1919. Auch er wurde auf dem Friedhof in Marianowo begraben.

Im Herbst 1919 kam Herr Ludwig Kurth nach Marianowo. Es war dies ein älterer Herr und mochte wohl in früheren Zeiten ein ganz guter Schulmeister gewesen sein. In Marianowo aber, wo die Schule schon seit längerer Zeit von den Schulbehörden überwacht und die Lehrer staatlich geprüft wurden, fand er sich nicht zurecht und musste nach zwei Jahren die Schule verlassen.

Ihm folgte Herr Edmund Kohls. Es war dies ein ganz junger Mann. Kaum achtzehn Jahre alt, hatte man ihm nach dreijährigem Aufenthalt im Lehrerseminar in Soldau - zu polnisch Działdowo - die Lehrerstelle in Marianowo übertragen. Die Gemeindeglieder waren sehr zufrieden mit ihm, und wenn mir ein persönliches Wort gestattet ist, so kann ich sagen, dass ich es dem Lehrer Kohls verdanke, ein Büro-Angestellter geworden zu sein.

Als Herr Edmund Kohls im Jahre 1924 Marianowo verließ, kam Herr Rudolf Zimmermann hierher. Herr Zimmermann war ebenfalls nur Kantor und konnte sich daher nicht lange in Marianowo behaupten. Und obwohl die Gemeindeglieder mit ihm als Kantor sehr zufrieden waren, wurde er doch im März 1928 von der Schulbehörde in Ostrów-

Mazowiecki seines Amtes als Lehrer enthob

Jetzt kam ein gewisser Herr Kuschlik als Lehrer nach Marianowo. Zwar gab er an, deutscher Abstammung und evangelischen Glaubensbekenntnisses zu sein, seine deutschen Sprachkenntnisse aber waren so schwach, dass er nicht imstande war, einen Gottesdienst in brauchbarer Weise zu halten. Und nachdem einige Male Abordnungen von Gemeindegliedern beim Kreisschulinspektor vorstellig geworden waren, wurde er im Herbst 1928 von der Schulbehörde seines Amtes als Lehre in Marianowo enthoben.

Ihm folgte Herr Edward Pelzer. Er war ein Zögling des deutschen Lehrerseminars in Lodz, und die Gemeindeglieder waren mit seiner Tätigkeit als Lehrer wie auch als Kantor sehr zufrieden. In seine Amtszeit fällt die Einweihung des neuerbauten Betsaales und die Gründung des zweiten Posaunenchores. Nach einigen Jahren aber ist es zu Unstimmigkeiten zwischen Kantor und der Gemeinde gekommen, und Herr Pelzer hat es daher vorgezogen, im Herbst 1935 die Gemeinde in Marianowo zu verlassen.

Der letzte Lehrer und Kantor von Marianowo war Herr Eduard Sonnenberg. Er war ebenfalls Zögling des Lehrerseminars in Soldau und kam im Herbst 1935 hierher. Mit seiner Tätigkeit als Lehrer waren die Gemeindeglieder sehr zufrieden. Auch als Kantor hat er versucht, die ihm anvertraute Gemeinde auf den rechten Weg zu bringen und weiter zu führen. Er war Mitglied der Gemeinschaft: "Entschiedenenes Christentum" und eifriger Mitarbeiter in den Versammlungen, die in kirchlichem Sinne veranstaltet wurden.

Wie ich erfahren habe, hat Herr Eduard Sonnenberg als einer der letzten Deutschen von Marianowo und Umgebung diesen Ort verlassen. Doch als ich am 24. Dezember des Jahres 1939 in Marianowo war, standen Kirche und Schule verwaist da. Zwischen den beiden Gebäuden blieb ich stehen und schaute ein letztes Mal wehmütig von einem Bau zum anderen. Und als ich dann auch noch den Friedhof besichtigt hatte, wanderte ich nach Pułusk weiter, wo ich dann am ersten Weihnachtstag dem Gottesdienst beiwohnte, in dem die Predigt von einem Militärpfarrer gehalten wurde.

Religiöse Sitten und Bräuche

Die deutschen Bauern von Marianowo und Umgebung gehörten alle der evangelisch-augsburgischen Kirche Polens an. Der Ausdruck: "Co ewangelik to niemiec, ale co katolik to i polak!" (zu deutsch: "Wer evangelisch, der ist Deutscher, wer aber katholisch, der ist auch Pole.") kam hier voll und ganz zur Geltung. Die deutsch-evangelischen Bauern waren treue Anhänger und Verfechter ihres evangelischen Glaubens, womit natürlich nicht behauptet werden soll, dass sie alle ohne Ausnahme Christen im wahrsten Sinne des Wortes gewesen wären. Alle aber befließigten sich, wenn auch vielleicht mancher nur nach außen hin, einen rechtschaffenden Lebenswandel zu führen, so dass ihm nichts Böses nachgesagt werden konnte. Und wenn einmal einer, wie man sich hier auszudrücken pflegte, über die Stränge schlug und eine gröbere Sünde, wie Diebstahl oder ein anderes größeres Unrecht beging, wurde er von den anderen darauf aufmerksam gemacht und bei Wiederholungen konnte es vorkommen, dass der Betreffende aus der Gemeinde ausgeschlossen wurde. Ehebruch war eine sehr große Seltenheit, obwohl die Ehen in den allermeisten Fällen nur dadurch zustande kamen, dass sich die Mitgift, die das Mädchen zu bekommen hatte, dem Reichtum des jungen Mannes anpasste, oder das Land des einen gegenüber dem des anderen lag. Aus Liebe, wie man das heute so gerne ausspricht, ist wohl nur selten geheiratet worden. Und doch war es möglich, dass diese Ehen in Glück und Zufriedenheit geführt und beendet wurden. Dies aber konnte nur deshalb geschehen, weil Mann und Frau streng an den althergebrachten Sitten und Bräuchen hielten, die wiederum jedes Ehepaar befließigt war, auf die Kinder zu vererben.

Es gab in Marianowo von Anfang bis zu Ende nur die eine evangelisch-augsburgische Gemeinde, zu der sich alle bekannten. Die Sonn- und Festtagsgottesdienste waren gut besucht und die Einhaltung des christlichen Lebenswandels war jedes Einzelnen heiligste Pflicht. Wenn nun auch ein Unterschied zwischen dem Besuch des Gottesdienstes an gewöhnlichen Sonntagen und dem an hohen Festtagen, oder wenn der Pastor den Hauptgottesdienst mit Heiligem Abendmahl hielt, bestand, so muss gesagt werden, dass die Menschen, sofern sie nicht zur Kirche kamen, nicht ohne das Wort Gottes lebten. Fast in jedem Hause gab es ein Predigtbuch. Und wenn der Bauer nicht zur Kirche ging, versammelte er die Seinen in der großen Stube und las selbst, oder ließ von einem der herangewachsenen Kinder die für den betreffenden Sonntag vorgeschriebene Predigt vorlesen, wobei dann auch ein oder das andere Lied aus dem Gesangbuch gesungen wurde. Der Morgen- und Abendsegen gehörte zu dem Menschen, wie das tägliche Brot. Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie mein Vater uns Kinder an jedem Morgen und Abend dem Alter nach aufstellte, und wie wir dann gemeinsam den Morgen- oder Abendsegen, das Glaubensbekenntnis, das Vaterunser und einige andere Gebete oder

Liederverse in seiner Gegenwart beten mussten. Erst dann durften wir uns an den Frühstückstisch setzen oder des Abends zu Bett gehen. Das Tischgebet wurde als ebenso notwendig betrachtet wie das Essen selbst. Wenn Nachbarn bemerkten, dass diese Sitte in einem Hause nachließ und nicht gebetet wurde, so wusste es in kurzer Zeit die ganze Gemeinde, und diese Familie wurde als gottlos bezeichnet. Es gab auch noch manch andere schöne und gute Sitte, die von den Alten übernommen und von den Jungen weiter gepflegt wurde.

Bevor ich mich aber der Beschreibung sonstiger religiöser Sitten und Bräuche in Marianowo zuwende, möchte ich noch erwähnen, dass sich in den ersten Nachkriegsjahren in den benachbarten Kantoraten Nury und Wincentowo eine Gemeinschaft bildete, deren Glieder zwar die Bezeichnung "Baptisten" ablehnten, jedoch die Großtaufe einführten und sich von der Kirche trennten. Diese Gemeinschaft errichtete in Nury einen eigenen Betsaal und unterhielt einen Prediger, der die neuentstandene Gemeinde in religiöser Hinsicht betreute. Die Kantorate Nury und Wincentowo verloren dadurch die Hälfte ihrer Gemeindeglieder, doch blieben beide bestehen. Und als auch später, einige Jahre vor Ausbruch des 2. Weltkrieges, sich in Nury nochmals eine Gruppe bildete, die aus der, wie man sagen könnte, Landeskirche austraten und sich der evangelischen Freikirche zuwandten, ist Marianowo wiederum von diesem Geschehen nicht betroffen worden.

Dass aber die Sekte der Großgetauften, wie auch später die freikirchliche Bewegung keinen oder nur sehr geringen Einfluss auf die evangelischen Gemeindeglieder des Kantorates Marianowo gewinnen konnte, ist vielleicht darauf zurückzuführen, dass im Sommer 1924 eine Evangelisation durchgeführt wurde, zu der das Mutterhaus in Vandsburg, das, soweit mir bekannt ist, unter der Bewegung "Entschiedenenes Christentum" stand, eine Schwester entsandt hatte. Diese Evangelisation war ein großer Erfolg, denn es war der Schwester gelungen, eine Gruppe von Bauern dahingehend zu bewegen, sich zu verpflichten, eine Schwester nach Marianowo zu berufen und für deren Unterhalt zu sorgen. Das Mutterhaus in Vandsburg hatte es daraufhin für gut befunden, derselben Schwester, die die erste Evangelisation durchführte, den Aufbau der Gemeinschaft zu übertragen. Und nachdem noch mehrere Evangelisationen, die nun größtenteils von Missionaren der Bewegung "Entschiedenenes Christentum" durchgeführt worden waren, kam es dazu, dass der Bauer Gustav Ebelt, als er von seinem Schwager Adolf Müller die in Marianowo gelegene Landstelle kaufte, an das schon bestehende Haus einen zweistöckigen Gebäudekomplex anbaute und diesen der Gemeinschaft kostenlos zur Verfügung stellte. Jetzt erst konnte sich die Arbeit der Schwestern richtig entwickeln. Die Versammlungen, die bis dahin in Wohnhäusern durchgeführt wurden, konnten jetzt in einen speziell hierzu eingerichteten Saal verlegt werden. Auch der bereits gegründete Gesang- und Streichchor hatte einen Ort gefunden, wo sich seine Mitglieder in Ruhe

zusammenfinden konnten.

Die Pastoren der Kirchengemeinde Pułtusk aber standen der Tätigkeit der Schwestern meistens zurückhaltend gegenüber. Zwar duldeten sie deren Werk, weil die Schwestern niemanden der Kirche zu entführen versuchten, sondern nur bestrebt waren, jedermann im Glauben an den Herrn Christus zu bestärken, haben sich aber kaum direkt an der Arbeit selbst beteiligt.

Pastor Nitschmann hatte von Anbeginn an die Gewohnheit, in einer Kantoratsgemeinde nur solange zu weilen, als es seine Anwesenheit unbedingt erforderte. Er kam meistens erst am Sonntagmorgen hin, hielt den Gottesdienst, vollzog die Amtshandlungen, sofern solche auf ihn warteten, und fuhr, wenn irgend möglich, noch am gleichen Tage nach Pułtusk zurück. Pastor Lang dagegen zeigte mehr Interesse für die Landgemeinden als sein Vorgänger. Er blieb länger da, machte Hausbesuche und nahm auch fast jedes mal an den Versammlungen im Gemeinschaftssaal teil. Und wenn er hinkam, wurde Pastor Lang auch immer gebeten eine Ansprache zu halten, was er niemals ablehnte. Ob aber Pastor Matz die Tätigkeit der Schwestern unterstützt hat, entzieht sich meiner Kenntnis, da ich in dieser Zeit nicht mehr in Marianowo wohnte.

Ebenso zurückhaltend verhielten sich auch die Lehrer, die ja gleichzeitig Kantor waren, den Schwestern gegenüber. Kantor Zimmermann duldet die Tätigkeit der Schwester innerhalb seiner Gemeinde. Er besuchte hin und wieder die Versammlungen und hat wohl auch die eine oder die andere Ansprache dort gehalten. Kantor Zimmermann ließ es auch zu, dass die Schwester anstelle eines Nachmittagsgottesdienstes an Festtagen in der Schulklasse, die bekannter weise als Betsaal diente, eine Versammlung veranstaltete, jedoch von einer echten und dauernden Zusammenarbeit kann wohl doch nicht die Rede sein.

Der Lehrer und Kantor Edward Pelzer dagegen lehnte es völlig ab, mit der Schwester zusammenzuarbeiten. Wenn er vielleicht auch ein oder das andere Mal die Versammlungen besucht hat, dann ist es wohl nur aus Neugierde geschehen. Herr Pelzer versah seinen Dienst innerhalb der Gemeinde, zu dem er sich verpflichtet hatte, während die Schwester wiederum bestrebt war, die Gemeinschaft weiter auszubauen oder wenigstens zu erhalten.

Erst als der Lehrer und Kantor Eduard Sonnenberg nach Marianowo kam, war eine echte und verständnisvolle Zusammenarbeit zwischen Gemeindegantor und der Schwester möglich. Kantor Sonnenberg war meines Wissens nach, Mitglied der Bewegung "Entschiedenenes Christentum", des Blaukreuzvereins und anderer christlicher Vereine. Er fehlte nur selten in einer Versammlung, hielt Ansprachen, leitete zeitweilig den Gesangchor und war überhaupt stets bestrebt, alle Gemeindeglieder seinem Herrn und

Heiland, Jesus Christus, zuzuführen. Ich glaube sagen zu können, dass die Zusammenarbeit zwischen Kantor Sonnenberg und den Schwestern der Gemeinschaft viel zur Erbauung der Kantorsgemeinde in Marianowo und zum Lobe Gottes beigetragen hat.

Zum Beginn der Beschreibung religiöser Sitten und Bräuche in Marianowo und Umgebung, eignet sich wohl am besten die Weihnachtszeit. Wenn die Bauern mit der herbstlichen Landarbeit fertig waren, so bedeutete dies noch lange nicht, dass sie sich nun auf die "faule Haut" legen und ausruhen konnten. Es gab noch so manches zu tun, was vor dem völligen Einbruch des Winters getan werden musste. Die jetzige Arbeit aber trieb nicht mehr so sehr zur Eile als im Sommer. Wenn aber die Weihnachtszeit herannahte, dann konnte wiederum eine gewisse Unruhe an den Menschen bemerkt werden. Es war dies zwar eine freudige Unruhe, aber trotzdem aufregend. Die Frauen waren bestrebt, noch vor Weihnachten für jeden ihrer Hausinsassen ein paar neue Wollstrümpfe anzufertigen, oder vielleicht ein neues Kleidungsstück zu beschaffen. Die Männer dagegen versorgten das jetzt im Stall stehende Vieh und befließigten sich, ebenfalls noch vor dem Fest, die Wände von Haus und Stall nachzusehen und die Ritzen zwischen den Holzbohlen mit Moos zu verstopfen. Auch der Kartoffelkeller musste bis unter das Dach mit zusammengeharkten Blättern oder Krummstroh belegt werden, damit der Frost nicht durch die Wände eindringen konnte. Es war auch angebracht, noch vor Weihnachten einen erheblichen Teil des Roggens zu dreschen, und so konnte man denn des öfteren den Zwei- oder Dreiklang der Dreschflegel, die in den Scheunen von kräftiger Männerhand geschwungen wurden, hören. In den letzten Tagen vor dem Fest begann das Schlachten. Fast an jedem Tage war von den verschiedenen Höfen das Quieken der zur Schlachtbank geführten Schweine zu hören, von welchen später ein gutes Teil zu Wurst verarbeitet wurde. Besonders beliebt war in dieser Gegend die Grützwurst, doch musste diese aus echter Buchweizengrütze und mit recht viel Fleisch darin hergestellt werden. Mit dem Schlachten wurde vielleicht auch deshalb bis kurz vor Weihnachten gewartet, da die Grützwurst ganz frisch auf den Festtagstisch kommen musste. Am Tage vor dem Fest wurde dann noch der Kuchen, den es hier nur dreimal im Jahre, nämlich an Weihnachten, zu Ostern und Pfingsten gab, gebacken. Ab Mittagszeit des vierundzwanzigsten Dezember aber herrschte auf allen Höfen und in jedem Hause allgemeine Weihnachtsstimmung. Jetzt wurden nur noch die Wohnräume gesäubert, der Christbaum geschmückt und gegen den Abend hatten Groß und Klein nur noch den Wunsch, rechtzeitig zur Christnachtsfeier aufbrechen zu können.

Wenn nun aber die Bauern, sowie ihre Familienglieder schon wochenlang vor Weihnachten ein ruhiges Leben führten, so hatten die Lehrer, oder besser gesagt die Kontore des Narewgebietes die schwerste Zeit des Jahres durchzumachen. Fünf bis sechs Wochen vor Weihnachten musste mit der Vorbereitung zur Christnachtsfeier begonnen

werden. Es war hier Sitte, dass jedes Kind, das in die Schule ging, am Weihnachtsabend einen Spruch unter dem Christbaum aufzusagen hatte. Die Kantore wählten hierzu die Weihnachtsgeschichte, andere auf die Weihnachtszeit passende Bibelstellen, Verse aus den Weihnachtsliedern, oder auch in jüngerer Zeit eigens dazu verfasste Gedichte. Auch mussten einige Weihnachtslieder, wie "Ihr Kinderlein kommet", "Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen", "Stille Nacht, heilige Nacht" und andere eingeübt werden, die zwischendurch, wenn die Kinder ihre Sprüche aufsagten, von ihnen gesungen wurden. Und wenn ein Kantor etwa achtzig Schüler, wie dieses im Durchschnitt in Marianowo der Fall war, hatte, so musste er sich gut daran halten, damit die Christnachtsfeier zur Zufriedenheit der Gemeindeglieder verlief. Hinzu kam noch, dass Mütter ihre kleinen Sprösslinge, die oftmals noch gar nicht richtig sprechen konnten, denen sie aber einige Worte eines Liederverses eingeflüßt hatten, mitbrachten, und die dann auch ihr gelerntes Sprüchlein hersagen wollten. Die Kantore aber scheuten an diesem Abend keine Mühe und ließen sich alles geduldig gefallen, wussten sie doch, dass die Bauern ihre Schüttung, die sie dem Kantor als Gehalt zu geben hatten, von dem Ausklang dieser Feier abhängig machten. Hatte die Christnachtsfeier dem Bauer gut gefallen, so stellte er bei der Abmessung der Schüttung nicht einmal den Sack mit dem Roggen auf die Waage, sondern er schaufelte soviel hinein, dass es auch ohne abzuwiegen bestimmt ausreichen konnte. Und wenn die Bäuerin gerade hinzukam und noch ein besonderes Lobeswort über den Kantor aussprach, konnte es vorkommen, dass der Bauer nochmals zur Schaufel griff und noch einige Pfund Getreide hinzutat. Der Kantor hatte also jeglichen Grund, sich während der Weihnachtszeit etwas mehr anzustrengen, weil er dadurch sein Einkommen beträchtlich erhöhen konnte.

Die Christnachtsfeier begann in der Regel gegen sechs Uhr abends. Wer aber einen guten Platz bekommen wollte, musste schon um fünf Uhr dort sein. Darum auch konnte man schon bei Einbruch der Dunkelheit die Menschen zur Kirche eilen sehen. Gegen fünf Uhr waren dann nur noch vereinzelt Lichter auf den Straßen und Stegen zu sehen, welche von Petroleum-Laternen herstammten, die den Trägern derselben zur notdürftigen Beleuchtung der holprigen Wege dienten. Als in Marianowo die Gottesdienste noch in der Schulklasse gehalten wurden, war diese am Weihnachtsabend schon lange vor Beginn der Christnachtsfeier überfüllt. Die Menschen standen in den Gängen und an den Wänden entlang, denn nur kaum ein Drittel der Gottesdienstteilnehmer konnte einen Sitzplatz bekommen. Die Kirchenvorsteher hatten oftmals Mühe, einen Platz für die Kinder, die sich im Nebenraum aufstellten, frei zu halten. Aber auch später, als der neuerbaute Betsaal den Gemeindegliedern mehr Raum bot, war auch dieser Saal bei derartigen Feiern bis auf den letzten Platz gefüllt.

Kurz vor Beginn der Christnachtsfeier wurden von den Kirchenvorstehern die Lichter auf dem Altar und am Christbaum angezündet, worauf die Kinder mit ihrem Kantor an der

Spitze in den Saal einmarschierten. Hierbei wurde meistens das Weihnachtslied "Ihr Kinderlein kommet" gesungen. Die Kinder, die den Christbaum umringten, hielten alle ein brennendes Licht in der Hand, das mit einem blauen, grünen oder auch roten Band umbunden war. Sobald aber das Lied verklungen, trat einer der älteren Knaben, soweit es der Raum gestattete, hervor und sprach das Begrüßungsgedicht, worauf die Gemeinde mit einem Weihnachtschoral antwortete. Der Kantor hielt an alle Anwesenden eine kurze Ansprache und dann sagten die Kinder der Reihe nach ihre Sprüche auf, zwischendurch aber erklangen die von den Kindern eingeübten Weihnachtslieder. Mit Gebet und einem von der ganzen Gemeinde gesungenen Liede wurde die Feier beschlossen.

Der Weihnachtsmann war in Marianowo, sowie in der ganzen Umgebung völlig unbekannt. Zwar verteilten die Kantore an die Kinder kleine Geschenke, doch bestanden diese nicht aus Süßigkeiten, sondern ein jedes Kind erhielt ein Bildchen, auf dem in gezierten Buchstaben ein kurzer Weihnachtsspruch abgedruckt war. Die größeren Kinder erhielten auch manchmal ein kleines Traktatblättchen, in dem eine kurze Weihnachtsgeschichte zu lesen stand. In der Regel aber waren es nur Bilder, die verteilt wurden.

Zu Hause angekommen, setzte sich die ganze Familie erstmals um den gedeckten Weihnachtstisch, auf dem vor allem die vorhin erwähnte Grützwurst nicht fehlen durfte. Und nachdem man sich an den schmackhaften Speisen erfreut hatte, wobei eingehend der Verlauf der Christnachtsfeier besprochen worden war, sagten die Kinder, soweit solche in der Familie vorhanden waren, ihre gelernten Sprüche auf, und der Hausherr stimmte ein oder das andere Weihnachtslied an, welches mit Begeisterung von den anderen aufgegriffen und mitgesungen wurde.

Am ersten Weihnachtstag wurde zweimal Gottesdienst gehalten. Und obwohl der Betsaal nicht mehr so dicht besetzt war wie am Abend zuvor, hielt es doch fast ein jeder für seine Pflicht, an einem dieser Gottesdienste teilzunehmen. Der zweite Tag, an dem ebenfalls Gottesdienst gehalten wurde, diente meistens dazu, sich gegenseitig zu besuchen. Auch der dritte Weihnachtstag, der hier gefeiert wurde, war im allgemeinen nicht viel mehr als ein Übergang aus den Festtagen in den Alltag.

Die Jahreswende wurde ebenfalls gefeiert. Am letzten Abend des Jahres versammelte sich die Gemeinde in Marianowo zum Silvestergottesdienst. Und wenn die Menschen nach Hause kamen, dachte nur selten jemand daran, die Zeit bis zum Jahresschluss mit Bleigießen oder anderen Possen auszufüllen. Sie verbrachten den Rest des Abends in sinnigem Gespräch, und am ersten Tage des Neuen Jahres versammelte sich die Gemeinde wiederum im Betsaal, um, wie man hier sagte, das Jahr im Namen Gottes zu beginnen.

Die Fastenzeit begann mit dem Aschermittwoch. Wenn auch nicht gesagt werden kann, dass diese Zeit mit besonderen Sitten oder Bräuchen verbunden war, muss doch erwähnt werden, dass während der Fastenzeit keine Veranstaltungen getroffen wurden, die zu Tanz oder anderer Kurzweil hätten führen können. Vor allem fanden keine Trauungen statt. Man war der Meinung, dass es auf einem Hochzeitsfest doch immer etwas lustig zugehe, wenn auch nicht zum Tanz aufgespielt wurde. Und wenn es auch sonst schon immer in dieser Gegend ruhig zuging, so konnte man doch in der Fastenzeit immer wieder hören, dass sich dieses oder jenes nicht zu tun gebühre. Schon das Hinträllern eines lustigen Liedchens wurde, besonders in dieser Zeit, als Sünde betrachtet.

Ihren Höhepunkt erreichte die Fastenzeit am Karfreitag. Er wurde im Volksmund als der "Stille Freitag" bezeichnet. Und wenn es ältere Menschen gab, die sich an jedem Freitag während der Fastenzeit der Speisen enthielten, war es Sitte und Brauch, dass am Karfreitag allgemein gefastet wurde. An diesem Tage fanden im Betsaal zwei Gottesdienste statt, und wer am Karfreitag nicht zum Gottesdienst erschien, hatte sein Ansehen als Christ in der Gemeinde verwirkt.

Deshalb war auch der Betsaal am Karfreitag oftmals dichter besetzt als in der Weihnachtsfeier. Diejenigen Gemeindeglieder, die weiter von der Kirche entfernt wohnten, zogen es vor, über Mittag nicht nach Hause zu gehen, sondern machten es sich, falls das Wetter schon hierzu geeignet war, auf den Bänken im Schulhof bequem, oder sie gingen mit den näher wohnenden Bauern zu deren Häusern, oder aber sie besuchten auf dem nahe gelegenen Friedhof die Gräber ihrer verstorbenen Familienglieder auf. Nach dem zweiten Gottesdienst gingen alle nach Hause, und erst wenn die Sonne untergegangen war, wurde die Fastenzeit als beendet angesehen.

Mit der Vorbereitung für das Osterfest wurde nicht soviel Aufhebens gemacht wie zu Weihnachten. Zwar wurde am Sonnabend Kuchen gebacken, und mancher der größeren Bauern war wohl auch imstande, sich und seine Familie mit Frischfleisch zu versorgen, aber im großen und ganzen war nicht die freudige Stimmung verbreitet wie in der Weihnachtszeit. Es kann auch kaum von besonderen Sitten und Bräuchen der Osterzeit gesprochen werden, denn das hier früher üblich gewesene Stäupen mit Wacholdersträuchern und gegenseitiges Begießen mit Wasser wurde schon seit langem als unsittlich bezeichnet und nicht mehr gemacht. Am Morgen des ersten Ostertages aber konnte man auf jedem Hofe vor Sonnenaufgang die versammelten Familienglieder sehen, die, wie man hier zu sagen pflegte, das Osterlämmlein suchten. Dieses bestand darin, dass man die aufgehende Sonne ansah und in der Sonnenkorona ein hüpfendes Lämmlein wahrzunehmen glaubte. Was jedoch das Verstecken von Ostereiern anbetrifft, die die Kinder in den Gärten zu suchen hatten, so war dieser Brauch hier zwar bekannt, fand aber nur sehr geringen Anklang.

Eine gute und schöne Eigenschaft aber hatten sich die Posaunisten von Marianowo zu eigen gemacht. Sie versammelten sich auf einem höhergelegenen Hügel und bliesen, wenn die Sonne aufgegangen war, einige Osterchoräle, zum Osterfest passende Arien, sowie geistliche Volkslieder, die weit in die Landschaft hinein schallten. Als erster Choral ertönte meistens: "Jesus lebt mit ihm auch ich!" durch die milde Frühlingsluft. Sehr beliebt war auch zu diesem Zweck die Arie von Bach: "Er lebt, Er lebt!". Es folgten Osterlieder wie: "Gelobt sei Gott im höchsten Thron!", sowie die geistlichen Volkslieder: "Ostern, Ostern, Frühlingswehen!" und "Erstanden ist der heilige Christ!". Besonders schön aber fanden es die Gemeindeglieder, wenn die Posaunisten zum Abschluss die schöne Melodie des Osterliedes von Nikolaus Herman: "Erschienen ist der herrlich Tag, dran sich niemand genug freuen mag: Christ unser Herr heut triumphiert, all sein Feind er gefangen führt. Halleluja." zu Gehör brachten.

Im übrigen verliefen die Ostertage wie fast jeder andere Sonn- oder Feiertag auch. Zwar fanden am ersten Ostertage zwei Gottesdienste statt, von denen der erste in der Regel sehr gut besucht war, der zweite jedoch nur wenige Besucher aufzuweisen hatte. Am zweiten Ostertage aber waren in der Regel kaum soviel Gottesdienstteilnehmer zu verzeichnen als an einem gewöhnlichen Sonntag. Der dritte Ostertag, der hier ebenfalls gefeiert wurde, war wiederum nur, wie auch an Weihnachten, als Übergang aus den Festtagen in den Alltag anzusehen.

Gleich nach dem Osterfest begann in den meisten Jahren die landwirtschaftliche Frühjahrsbestellung, und die Bauern sowie deren Familienangehörigen hatten nun eine harte Arbeitszeit durchzumachen. Sie taten diese Arbeit aber mit Freuden, denn sie hatten sich ja in den langen Wintermonaten gut ausgeruht. Und wenn die Frühjahrsbestellung ihrem Ende entgegenging, stand meistens das Pfingstfest schon vor der Tür.

Es war Sitte und Brauch, dass noch vor Pfingsten die Wohnhäuser und Ställe einer gründlichen Reinigung unterzogen werden mussten. Es wurde, wenn auch manchmal die Zeit hierzu knapp ausreichte, "große Wäsche" gehalten, die Wohnräume frisch gestrichen oder wenigstens neu gekalkt und der Stall, sowie die anderen Wirtschaftsgebäude einer gründlichen Säuberung unterzogen. Man sagte, dass diese Säuberung nicht nur dazu dienen solle, um für Mensch und Tier eine saubere Behausung zu schaffen, sondern es solle jeden Christenmenschen daran erinnern, sein Herz vom Unflat der Sünde reinigen zu lassen, damit der Geist des Pfingstfestes seinen Einzug in diesem halten könne.

Brauch und Sitte war es, dass am Tage vor dem Pfingstfest die Wohnräume mit frischem Grün von hierzu geeigneten Bäumen geschmückt wurden. Zweige von Eichen- und Kastanienbäumen wurden mit Vorliebe hierzu verwendet. Die Zweige wurden einfach in die Ritzen zwischen Balken und Decke gesteckt oder aber mit kleinen Nägeln an den Balken oder den Wänden befestigt. Fliederblumen und verschiedene andere wurden in

Vasen auf die Tische gestellt, während die Kalmuspflanzen ihren Platz vor den Fenstern fanden. Vor dem Hauseingang grub man einige junge Birken ein, deren Spitzen mit anderen Zweigen verbunden wurden, wodurch das Ganze den Anblick einer Art Laube erhielt. Zu der Schmückung der Wohnräume mit Blumen und frischem Grün sagte man wiederum, dass dieses dazu dienen solle, die Menschen auch in ihren Wohnräumen an das Wirken Gottes in der Natur zu erinnern.

Im übrigen aber wurden keine großen Vorbereitungen für das Pfingstfest getroffen. Zwar wurde, wie auch an den beiden vorangegangenen hohen Festtagen, Kuchen gebacken und vielleicht manch anderer leckere Bissen zubereitet, doch die festliche Stimmung, wie man dies in der Weihnachtszeit bemerken konnte, fehlte. Zwar soll hiermit nicht gesagt werden, dass sich die Menschen weniger am Pfingstfest über die Ausgießung des Heiligen Geistes gefreut hätten, denn auf die Geburt Christi in der Weihnachtszeit, aber ein gewisser Unterschied konnte doch zwischen den beiden Festen an den Menschen beobachtet werden.

Der Betsaal wurde, wie auch die Wohnhäuser von den Gemeindegliedern, mit Blumen und frischem Grün geschmückt. Wie zu Weihnachten und Ostern, fanden auch am ersten Pfingsttage zwei Gottesdienste statt, wovon wiederum der Vormittagsgottesdienst sehr gut besucht war. Der zweite und dritte Pfingsttag aber wurde, da das Wetter in dieser Jahreszeit meistens gut war, dazu verwandt, entfernte Verwandte oder Freunde zu besuchen. Im übrigen jedoch wurden diese Tage als gewöhnliche Feiertage angesehen.

Außer den Festtagen wie Weihnachten, Ostern und Pfingsten wurden noch andere Tage gefeiert. So zum Beispiel Maria-Lichtmess am 2. Februar, Aschermittwoch zu Anfang der Fastenzeit, Maria-Verkündigung am 25. März, Christi Himmelfahrt, der Johannistag am 24. Juni, der Peter- und Paulstag am 29. Juni, der Jakobustag am 25. Juli, sowie der Michaelstag am 29. September. Das Reformationsfest, am 31. Oktober, wurde, wenn es auf einen Wochentag fiel, auf den darauffolgenden Sonntag verlegt. An allen den genannten Feiertagen fand im Betsaal ein Gottesdienst statt, der mitunter gut besucht war. Am Nachmittag jedoch, besonders in der Sommerzeit, konnte beobachtet werden, wie die Menschen ihrer Arbeit nachgingen. Eine Ausnahme aber bildete Christi Himmelfahrt. Dieser Tag galt als vollwertiger Feiertag und wurde mindestens einem gewöhnlichen Sonntag gleichgestellt.

Gute und schöne Sitten waren auch mit der Taufe eines Kindes verbunden. Es war Sitte und Brauch, dass ein Kind wenige Tage nach der Geburt zur Taufe getragen wurde. Meistens wurde diese vom Kantor vollzogen, doch kam es vor, dass manche Eltern damit warteten, bis der Pastor in die Gemeinde kam. Die Taufpaten wurden, wie es wohl überall Sitte ist, von den Eltern des Kindes bestimmt, und es bestand so etwas wie ein ungeschriebenes Gesetz, dass sich niemand weigern durfte, ein Kind zur Taufe zu tragen,

wenn er von den Eltern des Kindes darum gebeten wurde. Wiederum aber war es Brauch, dass, wenn jemand einmal das Kind einer Familie zur Taufe getragen hatte, dieses ein zweites Mal nicht mehr tat, sollte auch das Kind, bei dem er Pate gestanden hatte, gestorben sein. Selbstverständlich galt diese Regel nicht nur für den Taufpaten, sondern auch für die Taufpatin.

Der Name des Kindes wurde ebenfalls von den Eltern desselben bestimmt. Mit Vorliebe wurden die Namen verstorbener Vorfahren gewählt. Es war aber Sitte, dass sich ein Name innerhalb der Familie nicht wiederholen durfte, wenn auch das Kind, das diesen Namen erhalten hatte, gestorben war.

Die Taufe eines Kindes wurde in den meisten Fällen im Anschluss an den Gottesdienst vollzogen. Sehr oft aber kam es auch vor, dass manche Eltern ihre Kinder an einem Wochentage von dem Kantor taufen ließen.

Wenn alles zur Taufe des Kindes vorbereitet war, dann kamen die Taufpaten und holten dieses ab. Die Taufpatin nahm das Kind von der Mutter in Empfang, während sich der Taufpate mit den Worten: "Einen Heiden nehmen wir von euch weg und wollen dafür einen Christen wiederbringen!" an den Vater wendete, worauf ihm dieser antwortete: "Der liebe Gott möge es geben."

Die Taufpaten begaben sich darauf, meistens in Begleitung des Vaters, zur Kirche, wo das Kind getauft wurde. Ins Haus zurückgekehrt, übergab die Taufpatin das Kind der Mutter, während sich der Taufpate wiederum an den Vater mit den Worten: "Einen Heiden haben wir von euch weggenommen und dafür einen Christen wiedergebracht!" wandte. Der Vater antwortete mit einer Stimme, aus der Zufriedenheit klang: "Mit Gottes Hilfe!"

Darauf, meistens aber in den Nachmittagsstunden, fand die sogenannte Tauffeier statt. "Kindelbehe!" wurde diese Feier vom Volksmund genannt. Zwar wurde auf solch einer Feier niemals zum Tanz aufgespielt, jedoch durch den reichlichen Genuss von alkoholischen Getränken kam es sehr oft dazu, dass die Festteilnehmer in eine recht gemütliche Stimmung gerieten.

Es bestand weder eine Sitte, noch war es Brauch, dass die Taufpaten dem Kinde ein Geschenk zu machen hatten. Es kam schon mal vor, dass die Paten dem heranwachsenden Kinde eine Freude zu machen bestrebt waren, doch diese bestand kaum aus materiellen Dingen, sondern, wie ich es des öfteren bemerkt habe, aus einem schönen und wertvollen Patenbrief.

Dieser Brief lag in einem aus Papier hergestellten Kästchen und enthielt auf der Vorderseite ein buntgemaltes Bild und darunter eine vorgedruckte Widmung, die nach

Belieben ergänzt und ausgebaut werden konnte. Außerdem standen auf dem Brief einige Verse in Gedichtform zu lesen, die in roter oder auch grünen Farbe abgedruckt waren. Und da auch ich einst einen solchen Brief als Geschenk erhalten habe, will ich ihn hier wiedergeben, damit sich der geschätzte Leser ein Bild machen kann, wie in der damaligen Zeit die Kinder beschenkt wurden.

Der Brief, den ich vor fünfzig Jahren von meinem Patenonkel Peter Lottis erhielt und den ich seit 1944 nicht mehr gesehen habe, sah etwa wie folgt aus:

"Seinem lieben Taufkinde Friedrich, gewidmet von Peter Lottis.

Dies wünsch ich meinem Kinde:

Ein Augenpaar glänzend wie Sonnenschein, Herzchen und Händchen stets hübsch und rein, ein Köpfchen, das sinnen und denken viel kann, ein freundliches Wesen mit jedermann."

Dann aber standen in Druckschrift, mit reichlicher Verzierung umrahmt, drei vierzeilige Verse zu lesen, die ich noch am selben Tage als ich den Brief erhielt, auswendig lernte und sie bis zur Stunde in guter Erinnerung behalten habe.

Der Wortlaut dieser drei Verse war wie folgt:

"Die Blumen, die ein Engel streut, bedeuten Glück und Freude. Denn Engelhand, sie gibt so gern, dem Kindchen das Geleite.

Sie führen es durch's Weltenall, mit heil'gen Lobgesängen. Kein Unheil, Kindchen, möge je, dein Gottvertrau'n verdrängen.

Es wolle stets der Himmel dir, den rechten Frieden schenken. Dann bleibet dir auch dieser Vers, ein liebes Angedenken."

Über die Sitten und Bräuche bei einer Beerdigung ist eigentlich nicht viel zu sagen, doch will ich es versuchen, etwas darüber zu erwähnen. Was den religiösen Teil eines Begräbnisses anbetraf, so war kaum ein Unterschied zu bemerken, ob es sich um ein Kind oder einen Erwachsenen handelte. In beiden Fällen fand eine kurze Trauerfeier im Hause des Verstorbenen statt, und dann wurde der Sarg von der Trauergemeinde zum Friedhof begleitet. Es war Sitte, dass der Sarg während der Trauerfeier auf dem Friedhof geöffnet wurde, um so jedem Anwesenden Gelegenheit zu geben, persönlich von dem Toten Abschied zu nehmen. Nachdem der Kantor die Ansprache beendet, wurde der Sarg in die Gruft gesenkt und dann eingesegnet. Während das Grab mit Erde gefüllt wurde, sangen die anwesenden Trauergäste ein Ewigkeitslied.

Was aber die Äußerlichkeiten bei einem Begräbnis anbetraf, so waren gewisse Unterschiede zu verzeichnen. Schon die Teilnahme an den Begräbnisfeierlichkeiten waren verschieden. Es war oftmals schwer zu ergründen, woran es liegen mochte, denn es konnte vorkommen, dass sich zum Begräbnis eines Tagelöhners mehr Teilnehmer versammelten, als wenn der reichste Bauer zu Grabe getragen wurde. Es hatte sehr oft den Anschein, als wenn die Menschen mehr aus Neugierde auf den Friedhof kamen, als um ihre Teilnahme am Sterbefall zu bekunden. Sehr oft wurde erwähnt, dass der oder jener nur deshalb auf den Friedhof gekommen sei, um zu sehen, wie der Verstorbene angekleidet war, oder aber die Angehörigen in ihrem Verhalten zu beobachten. Dass aber eine solche Verhaltensweise in Wirklichkeit zutraf, möchte ich bezweifeln.

Es war in Marianowo und Umgebung Brauch, wenn ein Familienoberhaupt oder eine andere ältere Person starb, die Angehörigen ein sogenanntes Nachbegräbnis veranstalteten. Diejenigen Freunde und Bekannte, die an dieser besonderen Feierlichkeit teilzunehmen hatten, wurden eigens hierzu eingeladen. Sie hielten es deshalb für ihre Pflicht, an der Trauerfeier im Hause und auch auf dem Friedhof teilzunehmen. Nachher versammelten sich die geladenen Gäste zu einer Nachfeier im Hause der Hinterbliebenen.

Diese Feier sollte dazu dienen, die Hinterbliebenen nicht sofort nach dem Begräbnis in ihrer Trauer allein zu lassen. Und während es nun auf einer Hochzeitsfeier lustig zuging, auf einer Kindtauffeier fröhliche Stimmung herrschte, wurde diese Feier in größter Stille gehalten. Alkoholische Getränke wurden dabei nur in sehr geringem Maße verabreicht, und an den Tischen hörte man Gespräche, die sich im wesentlichen auf den Verstorbenen bezogen, wobei nur Gutes von ihm berichtet wurde.

Nach einigen Stunden solchen Beisammenseins gingen die geladenen Gäste auseinander. Jeder verabschiedete sich einzeln von den Gastgebern, und manche hielten es für ihre Pflicht, in den Fällen, wo eine Erbschaft zu teilen bevorstand, die Hinterbliebenen zu ermahnen, alles im Frieden schlichten zu wollen, damit dem Verstorbenen die Ruhe im Grabe nicht geraubt werde.

Abschließend möchte ich noch erwähnen, dass hin und wieder, besonders bei den älteren Leuten, ein Aberglaube zum Vorschein kam, obwohl die Menschen in Marianowo sehr gottgläubig waren und sich für rechtschaffende Christen hielten. Dieser Aberglaube bestand darin, dass es einige Männer und Frauen gab, die durch Besprechungen von Schmerzen und Krankheiten an Mensch und Tier zu heilen versuchten. Es muss jedoch hinzugefügt werden, dass diese Handlungen nicht als Zauberei angesehen wurden, sondern die Betroffenen dieses im Namen Gottes zu tun glaubten.

Als jedoch die Schwestern der Gemeinschaft "Entschiedenenes Christentum" ihre Tätigkeit in Marianowo aufnahmen, wurde dieser Aberglaube immer mehr zurückgedrängt. In den

letzten Jahren kann ich mich kaum noch daran erinnern, dass es jemanden in Marianowo gegeben haben sollte, der Hilfe in Besprechungen suchte oder einen solchen, der sich mit diesem Aberglauben beschäftigte.

Allgemeine Sitten und Bräuche

Wenn die Tage länger wurden, der Schnee schmolz, und die Sonne wärmer zu scheinen begann, wurde es auch in Marianowo und Umgebung Frühling. Wenn die ersten Störche zurückkehrten, die Schwalben im Stalle ihre Nester aufsuchten, die Lerche hoch in den Lüften trillerte, und der Kuckuck zu rufen begann, wusste der Bauer, dass nun der Winter vorüber war. Wenn aus den Knospen die ersten Blätter entstanden, und die Obstbäume im Garten mit Blüten, die wie Schnee aussahen, bedeckt waren, sah der Landmann, dass es Zeit war, an die Frühjahrsbestellung heranzutreten. Wenn die Wiesen und Weiden zu grünen anfangen, und das Vieh zum ersten Male aus dem Stall kam, sprang dieses vor Freude, als wollte es damit bekunden, dass nun endlich die dunkle Zeit vorüber sei und der langersehnte Sommer näher komme.

Alles erwachte dann zu neuem Leben, und der Bauer schaute mit Wohlwollen dem Werden und Wandel zu. Obwohl er wusste, dass es nun mit dem Nichtstun ein Ende habe und harte Arbeit auf ihn warte, war er doch zufrieden und freute sich der herrlichen Natur. Er holte den Pflug hervor, befreite ihn vom Rost, spannte das Pferd davor und zog auf das Feld hinaus. Und wenn dann die erste Furche umgelegt war, die Krähen herbeiflogen, um nach Würmern zu suchen, war sich der Landmann seines Berufes wohl bewusst. Er pflügte, streute den Samen in das Land und eggte ihn ein. Mit Freuden betrachtete er wenige Tage später den Acker, auf dem die Hälmschen aus der Erde hervor sprießten.

Auch die Hausfrau begann eine neue Tätigkeit. Lange genug hatte sie hinter dem Spinnrad sitzen den Flachs zu Fäden verarbeiten müssen. Viel zu lange war sie auch an die Aufgaben in der Stube gebunden gewesen. Jetzt atmete sie erleichtert auf, und ihr erster Gedanke war, den Garten zu bestellen. Sie holte den Spaten hervor und begann in der Erde zu graben. Beete wurden geformt und Gemüsesamen in die Erde gestreut. Auch vergaß sie nicht, im Gärtchen unter den Fenstern Blumen einzupflanzen, die den ganzen Sommer hindurch herrlich blühten.

Wenn aber die Frühjahrsbestellung zu Ende war, und die Tage noch länger wurden, die Sonne ihre heißen Strahlen zur Erde hernieder sandte, die Kornfelder zu reifen begannen, und die Grashalme auf den Wiesen gelbe Spitzen bekamen, merkte der Landmann, dass es Sommer geworden war und die Ernte herannahte. Und so wie er Im Frühjahr den Pflug hervorgeholt hatte, so suchte er jetzt die Sense heraus und begann zu mähen. Schon am frühen Morgen konnte man das Dengeln der Sensen hören, denn der Landmann sagte, wenn die Wiese im Tau liegt, mäht es sich am besten.

Der Tag des Landmannes in Marianowo und Umgebung begann in der Erntezeit mit

Sonnenaufgang. Es arbeitete sich viel besser in der Morgenkühle als später, wenn die Sonne höher stieg. Der Landmann scheute aber auch die Hitze des Tages nicht, wenn es galt, Heu in die Schober zu stellen oder Getreide einzufahren. So arbeitete er den ganzen Tag hindurch und begab sich erst am späten Abend für wenige Stunden zur Ruhe, um am anderen Morgen erfrischt an die Arbeit gehen zu können.

Ununterbrochen ging dieses Hetzen und Treiben vom frühen Montagmorgen bis zum späten Samstagabend. Obwohl seine Arbeiten nicht leicht waren, und der Landmann im Schweiß seines Angesichtes schaffen musste, war er doch unzufrieden, wenn ihn etwas unvorhergesehenes in seiner Arbeit störte. Am Sonntag aber wollte der Bauer vollkommene Ruhe haben. An diesem Tage tat er nicht mehr und nicht weniger, als unbedingt erforderlich war. An diesem Tage zog der Bauer oder Landmann seinen Sonntagsrock an und ging zur Kirche, seinem Schöpfer zu danken.

Zwischendurch aber, und wenn die Arbeit auch noch so sehr drängte, fanden die Bauern von Marianowo und Umgebung Zeit, ihren althergebrachten Sitten und Bräuchen nachzugehen, die ihnen und ihren Angehörigen einige Stunden der Muße und des Ausruhens brachten. Während der Erntezeit war es der "Rageolle".

Rageolle bedeutet etwa soviel wie "Roggenalter" oder der "Alte Roggen". Wenn das letzte Stück Roggen gemäht wurde, ließ man einige Halme stehen, in deren Mitte ein Stock gesteckt werden musste. Mit Hilfe einer Schnur wurden die stehen gebliebenen Halme leicht an dem Stock befestigt und das Ganze mit Korn- oder auch Gartenblumen ausgeschmückt. Dies war das Zeichen, dass hier die Roggenernte beendet wurde und jetzt das Einfahren des Getreides beginnen könne. Im Anschluss daran aber, nämlich, wenn das letzte Stück Roggen eines Bauern gemäht war, versammelte er seine Familienangehörigen oder auch die Tagelöhner zu einer kleinen Feier, die sich oftmals bis in den späten Abend hineinzog. Es wurde zwar nicht zum Tanz aufgespielt, aber es war eine heitere Feier, an die man sich oft und gern erinnerte.

Diese Art von Feier wiederholte sich einige Male im Laufe des Jahres. Außer dem "Rageolle" wurde der "Schackeolle", der in Frage kam, wenn die letzten Kartoffel ausgehackt waren, gefeiert. Der "Grasolle" wurde dann gemacht, wenn das letzte Stück Wiese gemäht worden war, und es könnte noch manch andere Art von "Olle" genannt werden. Ein "Olle" kam dann immer in Frage, wenn eine Arbeit, mit der sich der Bauer längere Zeit beschäftigt hatte, abgeschlossen wurde. Einen "Olle" gemacht zu haben, bedeutete demnach soviel, als eine Art von Arbeit beendet zu haben, diese als etwas Dagewesenes betrachten zu können, an sie nicht mehr zurückdenken zu brauchen. Es war dabei nicht nötig, dass jedes Mal, wenn eine derartige Arbeit abgeschlossen war, die Flasche Schnaps auf dem Tisch zu stehen hatte, oder einige Stunden des Ausruhens folgen mussten, es genügte, wenn eine Arbeit beendet war, der Bauer sich mit

zufriedener Miene an seine Angehörigen wenden und sagen konnte: "Wi häbe dä Olle mukt!"

Vor der Ernte jedoch fand etwas statt, das zwar nicht als Sitte aber als schöner Brauch bezeichnet werden kann. Am Petri- und Paulitage, am 29. Juni also, gingen sämtliche Burschen und Mädels von Marianowo und Umgebung in den hinter Sieczychy liegenden Staatswald, um Beeren zu pflücken, die dort in großer Menge zu finden waren. Es handelte sich hierbei nicht so sehr darum, um gefüllte Gefäße mit Beeren nach Hause zu bringen, sondern es ging darum, im Wald gewesen zu sein. Es war, wie man das heute bezeichnen würde, ein Ausflug, an dem jeder Einzelne viel Spaß und Freude hatte. Den Burschen und Mädels schlossen sich auch ältere Leute an, und ein echter Petri- und Paulitag zeichnete sich dadurch aus, dass die Sonne heiß hernieder brannte, am Nachmittag aber ein Gewitter hochkam, dem ein tüchtiger Platzregen folgte, so dass alle Waldbesucher bis auf die Haut durchnässt wurden, damit noch wochenlang nachher darüber gelacht und gesprochen werden konnte, wie der junge Bursche oder jenes schicke Mädel als "nasse Katze" ausgesehen habe.

Schöne Sitten, wenn auch nicht immer allzu gute Bräuche begleiteten eine Hochzeitsfeier. Es begann schon mit der Verlobung. Diese wurde immer streng geheim gehalten, und es war oftmals bewundernswert, mit welchem Scharfsinn die Burschen es herausbekamen, wann eine solche stattzufinden hatte.

Die Verlobungsfeier fand immer in den späten Abendstunden statt, weil man damit verhindern wollte, dass die jungen Männer nicht, wie man sagte, einen Schabernack ausführen könnten. Doch so sehr sich auch ein Brautpaar und deren Eltern bestrebten, die Verlobung geheim zu halten, die Burschen von Marianowo wussten es immer, wenn eine solche stattfinden sollte. Denn sobald sich etwas zwischen einem Jüngling und Mädel anzubahnen schien, wurden sie aufs äußerste bewacht und beobachtet. Und wenn dann die Verlobung stattfand, stellten es sich die jungen Männer zur Aufgabe, dem verliebten Pärchen einen Bubenstreich zu spielen.

Ein solcher Bubenstreich bestand in der Regel darin, die Tür des Hauses, in dem sich die geladenen Gäste versammelt hatten, so zu verbauen, dass niemand durch diese das Gebäude verlassen konnte. Und wenn es den jungen Männern auch noch gelang, die Fenster von außen mit einem Pfahl oder dergleichen anzustützen, musste es einer der Insassen versuchen, über den Stallboden oder irgendwie anders ins Freie zu gelangen.

Wenn es den jungen Männern gelungen war, Türen und Fenster zu verbauen, wurde der Schornstein zugedeckt, so dass innen weder gekocht noch gebraten werden konnte. Auch war es angebracht, den Brunnen zu vernageln oder einige Bündel Stroh hineinzusenken, so dass der Bauer am nächsten Morgen erst einige Stunden tüchtig arbeiten musste, um

wieder Wasser schöpfen zu können.

Wer jedoch denken sollte, die Verlobungsteilnehmer hätten sich über derartige Scherze aufgeregt, ist im Irrtum. Natürlich waren die Teilnehmer einer Verlobungsfeier bestrebt, derartige Streiche zu verhindern. Wenn es aber den Jünglingen erst einmal gelungen war, Türe und Fenster zu verbauen, feierte man drinnen ruhig weiter. Es war vorgesorgt worden. Einige volle Wassereimer waren bereitgestellt, und wenn auch der Schornstein verdeckt werden sollte, wusste man noch immer einen Weg zu finden, wie das Essen warm zu machen sei. Über einen echt gelungenen Bubenstreich jedoch, konnte man sich noch wochenlang nachher freuen und davon erzählen, wie lustig alles abgelaufen war.

Die Hochzeit fand in den meisten Fällen nur wenige Wochen nach der Verlobung statt. Nach der Verlobungsfeier wurde sofort das Aufgebot bestellt und mit der Vorbereitung zur Hochzeitsfeier begonnen. Diese fand in den meisten Fällen im Hause der Braut statt, doch wurde darauf geachtet, bei welchem Elternpaar sich die größeren Räume befanden. Es wurde geschlachtet und gebacken, die Räume einer gründlichen Säuberung unterzogen und geschmückt. Vor allem aber musste ein Mann gesucht und bestellt werden, der zu Fuß oder zu Pferde die Hochzeitsgäste im Namen des Brautpaares zur Hochzeit einzuladen hatte.

"Dej Kästebedde" wurde dieser Mann vom Volksmund genannt. In früheren Zeiten war er zu Pferd geritten und hatte die Gäste eingeladen. Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie ein solcher Kästebedde hoch zu Ross in unser Haus hineingeritten kam und die Familie zu einer Hochzeit einlud. Er kam buchstäblich in die Stube hineingeritten, und obwohl er gebückt auf dem Pferd sitzen musste, stieg er doch nicht eher ab, als bis er seinen Vers, den ich leider nicht mehr wiederzugeben imstande bin, ausgesprochen hatte. Dann erst stieg er vom Pferde ab und wurde von meinem Vater und der Mutter aufs herzlichste begrüßt.

In späterer Zeit aber begnügte sich der Kästebedde zu Fuß zu gehen und die Gäste mit folgendem Spruch einzuladen: "Komm' ich nicht reingeritten, so komm' ich doch reingeschritten! Vier Pferde steh'n in meinem Stall, doch eines ist blind und das andere lahm, das dritte hat keine Zähne im Maul, das vierte, nun, das ist sehr schrecklich faul! Im Namen des Brautpaares und..... lade ich alle, die in diesem Hause wohnen, zu der am..... um..... Uhr nachmittags im Hause der Braut stattfindenden Hochzeit aufs herzlichste ein!"

Daraufhin wurde der Kästebedde vom Bauer und der Bäuerin aufs herzlichste begrüßt und zu einem Gläschen Schnaps eingeladen. Er stellte dann seinen Spazierstock, den er mit einem seidenen Band umbunden und geschmückt hatte, in eine Ecke der Stube und setzte sich zu dem Hausvater an den Tisch. Trinken durfte er nicht viel. Denn wenn er in

jedem der zwanzig oder dreißig Häuser, die er abzuklappern hatte, auch nur zwei bis drei Gläschen hätte trinken wollen, wäre er wohl nicht sehr weit gekommen. Anstandshalber aber setzte er sich in jedem Hause und nippte etwas an dem ihm vorgesetzten Gläschen. In der Regel hielt er sich in einem Hause auch nicht lange auf, sondern ging bald weiter.

Die Aufgaben des Mannes aber, der die Gäste zur Hochzeit einzuladen hatte, waren damit noch lange nicht erschöpft. Ihm oblag es auch, die Gäste auf der Hochzeitsfeier zu begrüßen und während der ganzen Feier für Ordnung und einen guten Ablauf des Festes zu sorgen. Er war dafür verantwortlich, dass jeder seinen guten Platz bekam, die Mahlzeiten zu den festgesetzten Zeiten gehalten werden konnten und vor allem, dass die Musikanten stets in guter Stimmung waren. Mit Recht kann wohl gesagt werden, dass der Kästebedde der ungekrönte König einer Hochzeitsfeier war und neben der Braut und dem Bräutigam als wichtigste Person angesehen werden konnte, die es auf solch einem Fest gab.

Hochzeitsfeste fanden meistens im Herbst statt. Zwar soll hiermit nicht gesagt werden, dass auch in anderen Jahreszeiten in Marianowo oder Umgebung nicht geheiratet wurde. Aber die meisten Hochzeiten gab es doch im September oder Oktober. Vielleicht war es darauf zurückzuführen, dass jetzt die Arbeit nicht so sehr im Vordergrund stand, vielleicht aber war es auch nur eine althergebrachte Sitte. Jedenfalls kann ich mich an die meisten Hochzeiten erinnern, die im Spätsommer oder Herbst stattfanden.

Wenn das Aufgebot bestellt und abgelaufen war, wurde das Hochzeitsfest vorbereitet. Es wurde, wie schon gesagt, gebacken und geschlachtet. Ein Mann, meistens ein guter Freund eines der Elternteile des Brautpaares, bestellt, der die Gäste einlud und dafür zu sorgen versprach, dass alles in bester Ordnung ablaufen werde. Nicht immer wurden Musikanten bestellt, die zum Tanz aufspielten. In den Fällen jedoch, wo getanzt werden sollte, wurden drei bis vier Musikanten, wobei unter keinen Umständen ein Mann mit einer Trommel fehlen durfte, bestellt und ein festes Entgelt für diese bestimmt. Hierbei wurde schon der Kästebedde um seinen Rat gefragt, weil er mit diesen zusammenarbeiten musste.

Die Trauungen fanden sehr oft in der Mutterkirche zu Pułtusk statt. Wenn dieses der Fall war, musste das Brautpaar mit einer kleinen Begleitung schon sehr früh am Morgen abfahren, um gegen den Abend zurückkommen zu können. Es waren immerhin mehr denn dreißig Kilometer von Marianowo bis Pułtusk. Und wenn der Weg schlecht war - es gab hier weder eine Chaussee noch Autobahn - musste sich die Traugesellschaft gut beeilen, um vor Anbruch der Dunkelheit den heimatlichen Hafen zu erreichen. Denn auch bei einer Hochzeitsfeier waren die Burschen von Marianowo sehr auf der Hut, dem Brautpaar einen Bubenstreich zu spielen.

Jetzt galt es nicht die Türen und Fenster zu verbauen, so dass die Hochzeitsgäste eingesperrt wurden, sondern man war bestrebt, auf dem Wege, den das Brautpaar zu passieren hatte, eine Barrikade zu errichten, um dadurch die Durchfahrt zu verhindern. Nicht selten kam es vor, wenn es den Burschen gelungen war, den Weg unbefahrbar zu machen, sie sich einige hundert Meter vor dem Hindernis aufstellten und dem Brautzug die Mitteilung machten, sie möchten vorsichtig fahren, damit kein Unglück geschehe.

Wenn dann der Brautzug vor dem Hindernis stand, erboten sich die Jünglinge gegen ein gutes Trinkgeld das Hindernis hinwegzuräumen. Sie hatten meistens Glück, denn es war nicht angebracht, dass jemand aus dem Brautzug, noch viel weniger der Bräutigam selbst, Hindernisse dieser Art wegräumte. Es blieb in derartigen Fällen dem Bräutigam nichts anderes übrig, als tief in die Tasche zu greifen und den Jünglingen ein Trinkgeld auszuhändigen, worauf sich diese sofort und freudig an die Arbeit machten, um den Weg wieder in Ordnung zu bringen.

Mit diesem, in dieser Weise ehrlich erworbenem Gelde, gingen die Jünglinge sofort zum alten Lejbke, der immer einige Flaschen Schnaps, obwohl er keine Genehmigung zum Weiterverkauf besaß, auf Lager hatte und setzten sich breitbeinig um den Tisch. Jetzt konnten auch sie Hochzeit feiern. Und wenn ihnen der Jude die Schnapsflasche mit den Worten: "Der Bräutigam soll lejben!" entkorkte, nahm ihm diese einer der Jünglinge aus der Hand und antwortete: "Dabei denkst du ja doch nur an deine Söhne!". Dann aber wurden die Gläschen gefüllt und auf das Wohl des Brautpaares getrunken, das wohl in diesen Augenblicken auf dem Hofe des Hochzeitshauses mit allen Ehren empfangen wurde.

Es war Brauch, dass die geladenen Gäste schon einige Stunden bevor der Brautzug von der Trauung aus Pułusk zurückkehrte, im Hochzeitshause eintrafen. Der Kästebedde und die Musikanten aber, mussten vor allen anderen da sein, um die Gäste begrüßen zu können. Dieses geschah folgendermaßen:

Sobald sich eine geladene Familie dem Hochzeitshause näherte, stellten sich die Musikanten, einen Hochzeitsmarsch spielend, vor der Haustür auf. Der Kästebedde jedoch ging den Gästen entgegen, wobei er in der einen Hand ein Gläschen und die dazugehörige Schnapsflasche, in der anderen aber eine lange und dickgeflochtene Peitsche, welche er an einem kurzen Stiel befestigt hatte, hielt. Diese Peitsche schwang er einige Male durch die Luft, was jedes Mal einen lauten Knall verursachte. Dann wickelte er die Peitsche zusammen, klemmte sie unter dem Arm fest und bot jetzt jedem der ankommenden Gäste ein Gläschen Schnaps an. Hierbei verhielt er sich so, als sei er total betrunken, welches immer viel Spaß bei den geladenen Gästen hervorrief.

Wenn das Brautpaar mit dem Gefolge aus der Kirche kommend, sich dem Hofe näherte,

waren fast immer schon alle Gäste da. Die Musikanten eilten auch jetzt vor die Haustür und spielten einen besonders schönen und langen Marsch. Der Kästebedde knallte wieder mit seiner Peitsche umher, und nachdem der Wagen des Brautpaares einige Male den Hof umkreist hatte, blieb er vor der Haustür stehen. Der Braut und dem Bräutigam, sowie jedem, der mit zur Trauung gewesen war, wurde ein oder auch mehrere Gläschen besonderen Schnapses eingeschickt, damit, wie es hier hieß, die Angekommenen sich erstmals erwärmen sollten. Dann stiegen Braut und Bräutigam vom Wagen ab und wurden von den Eltern, ihren Geschwistern und näheren Verwandten stürmisch begrüßt.

Anschließend wurde das Hochzeitsmahl gehalten. Wenn auch jeder Gast bei seinem Eintreffen im Hochzeitshause zu einem Imbiss eingeladen worden war, so waren schon wieder einige Stunden vergangen, und alle Gäste besaßen einen guten Appetit. Es wurden, wie man hier zu sagen pflegt, die Tische gestreckt. Das Brautpaar saß obenan, rechts und links von ihnen die Gäste. Es war auch nicht ausgeschlossen, wenn der eine Raum nicht für die geladenen Gäste ausreichte, der Nebenraum benutzt wurde.

Sobald jedoch das Mahl beendet war, wurden die Tische hinweggeräumt und zum Tanz geschritten. Jetzt ging es mitunter sehr lustig zu. Der Eröffnungstanz wurde von der Braut und dem Bräutigam aufgeführt. Dann aber hielt es die Braut für ihre Pflicht, nacheinander mit allen Männern, kurz oder länger, zu tanzen. Die ganze Nacht hindurch dauerte dieses lustige Treiben und erst gegen den Morgen konnte bemerkt werden, wie sich langsam die Müdigkeit der Tänzer bemächtigte. Diejenigen Gäste, die in der Nachbarschaft wohnten, gingen nach Hause und die anderen versuchten in der Scheune oder sonst wo ein Plätzchen zu finden, wo sie ein wenig ausruhen konnten. Manche Gäste aber hielten durch. Sie erzählten sich gegenseitig Witze, bis wieder alle zusammenkamen.

Auch dem Brautpaar wurde im Morgengrauen das Recht eingeräumt, unbemerkt zu verschwinden und etwas auszuruhen. An dieser Stelle halte ich es auch für angebracht zu erwähnen, dass in Marianowo und der ganzen Umgebung streng darauf geachtet wurde, dass Braut und Bräutigam vor der Trauung keine intimen Beziehungen zueinander pflegen durften. Auf dem Hochzeitsfest aber hatte die Mutter der Braut nichts mehr dagegen, wenn das jungvermählte Pärchen sich allein und unbeobachtet zurückzog.

Gegen neun Uhr morgens jedoch kam wieder Leben in die Gesellschaft. Jetzt wurde der "Gute Morgen" gespielt. Die Gäste waren wieder vollzählig beisammen und die Musikanten alle zur Stelle. Der Kästebedde suchte sich nun einen zweiten Mann unter den Gästen aus, der ihm Hilfe leisten sollte. Mitten im Raume wurden zwei Stühle aufgestellt und alle Männer, jung oder alt, der Reihe nach herangeholt. Die Männer wurden gebeten, auf einem der Stühle Platz zu nehmen, worauf er gefragt wurde, welche Frau er sich wünsche. Darauf wurde die betreffende Frau, oder wenn es sich um Jugendliche

handelte, das Mädchen herangebeten, und wenn beide nebeneinander saßen, wurde ihnen je ein Gläschen Schnaps eingeschenkt. Dann wurde der Mann vom Kästebedde rasiert, jedoch nicht mit einem Rasiermesser, sondern mit einem Kochlöffel. Später wurde er gekämmt, wobei ihm aber die Haare erst recht durcheinander gebracht wurden. Schließlich wurde er aufgefordert, der Partnerin einen Kuss zu geben, womit sie entlassen waren.

Dieses Spiel nahm sehr viel Zeit in Anspruch, aber da während dieser Zeit auch reichlich Schnaps an alle Gäste ausgeteilt wurde, machte es viel Spaß und wurde nie langweilig. Es muss auch gesagt werden, dass nur die älteren Männer ihre Ehefrauen zu diesem Spiel heranzogen. In der Regel wurden die Frauen, wie man zu sagen pflegte, hierzu ausgewechselt.

Im Anschluss an dieses Spiel wurde die Morgenmahlzeit gehalten. Da aber das "Gute-Morgen-Spiel" meistens sehr lange gedauert hatte, wurde darauf gedrängt, das Frühstückessen so schnell wie möglich zu beenden. Nach dem Essen wurden sofort die Tische hinweggeräumt, und nun folgte eine Handlung, die ich wohl etwas näher erklären muss.

Es wurde der Braut Kranz und Schleier abgenommen. "Hievke. Dej Brut hieve!" So wurde diese Handlung vom Volksmund bezeichnet. Gemeint war damit, der Braut zwar Kranz und Schleier abzunehmen, sie aber dafür in den Stand der Ehe zu erheben. Es gab hierzu ein Lied, das nur von Frauen gesungen wurde und den Titel "Dej Hievkestrik" trug. Und wenn ich diese Titelworte ins Hochdeutsche übertragen soll, so finde ich nur die Worte: "Handlung des Emporhebens" dafür.

Braut und Bräutigam saßen während dieser Handlung an einem Tisch und die Brautmädchen, sowie deren Begleiter, nahmen hinter dem Brautpaar Stellung. Einige Frauen begannen zu singen.

"Soll ich denn nun ganz verlassen, die geliebte Jungfernschaft? Und soll die Gesellschaft hassen, die mir manch Vergnügen macht? Soll die Blüte meiner Jahre, und den schönen Blumenkranz," hieß es in dem ersten Verse des Liedes, das ich ganz wiederzugeben, leider nicht mehr imstande bin.

Während der dritte und letzte Vers dieses Liedes gesungen wurde, trat das älteste der Brautmädchen an die Braut heran und nahm ihr Kranz und Schleier ab. Beides wurde von der Braut zwar nie mehr benutzt, aber von ihr zum Andenken aufbewahrt. Dieser Kranz und der von der Braut getragene Schleier wurden von dem ersten Brautmädchen auf den Tisch gelegt, worauf dann alle geladenen Gäste der Reihe nach herantraten und dem Brautpaar die mitgebrachten Geschenke überreichten.

Sobald auch diese Handlung vorüber war, wurde wieder zum Tanz geschritten. Das eigentliche Hochzeitsfest war jetzt vorüber, doch gab es im allgemeinen gegen die Mittagszeit nochmals eine Mahlzeit. Und wenn auch diese vorüber war, wurde zwar weiter getanzt, aber die Gäste verließen einer nach dem anderen den Ort des frohen Beisammenseins.

Außer auf einem Hochzeitsfest bot sich nur selten der Jugend in Marianowo die Gelegenheit, sich durch Tanz zu verweilen. Darum auch wurde ein solches Fest voll und ganz ausgenutzt. Da aber nur eine beschränkte Anzahl der Jugendlichen an einer solchen Feier teilnehmen durfte, und die anderen warten mussten, bis sie von einem ihrer näheren Freunde zur Hochzeit eingeladen wurden, fanden von Zeit zu Zeit allgemeine Tanzverweilungen statt. Hierzu schlossen sich einige junge Männer zusammen, die es versuchten einen Bauer zu überreden, ihnen seine Wohnräume für den betreffenden Abend zur Verfügung zu stellen. Dann erst gingen sie zu den Musikanten, mit denen ein fester Vertrag abgeschlossen wurde. Die entstehenden Unkosten wurden durch ein sogenanntes Eintrittsgeld gedeckt. Jeder Jüngling, der an dieser Verweilung teilnahm, fühlte sich verpflichtet, das von ihm geforderte Eintrittsgeld zu bezahlen.

In den letzten Jahren aber wurde es immer schwieriger einen Bauer zu bewegen, der Jugend für solche Zwecke seine Wohnräume zur Verfügung zu stellen. Innerhalb des Jahres fanden nur noch selten Tanzverweilungen statt, und auch die Hochzeitsfeste wurden immer häufiger ohne zu tanzen gefeiert. Nur am Martini-Tage, der immer auf den nächsten Sonntag nach dem 10. November verlegt wurde, fand eine Verweilung mit Spiel und Tanz bis in die letzten Jahre vor Kriegsausbruch statt.

Martini! Vom plattdeutschen Volksmund einfach "Matin" genannt, war ein Fest der arbeitenden Jugend. Es war in Marianowo und der größeren Umgebung Sitte und Brauch, dass alle Verträge, die zwischen einem Bauer und dem sogenannten Dienstboten abgeschlossen wurden, mit dem Martini-Tage endeten. An diesem Tage, spätestens aber am darauffolgenden Sonnabend, verließen sämtliche Dienstboten ihre Arbeitsplätze und gingen nach Hause. Das heißt: soweit sie noch Eltern und ein Zuhause hatten. Aber auch diejenigen, die weiterhin bei demselben Bauern bleiben wollten, bekamen einige Tage frei, so dass sie in der Lage waren, den Martini-Tag in aller Gemütlichkeit zu begehen.

Dieser Brauch wurde nicht nur von den deutschen Bauern in Marianowo, sowie in der näheren und weiteren Umgebung eingehalten, sondern war auch von der polnischen Nachbarschaft angenommen worden. Denn es kam, wenn auch nicht sehr oft, vor, dass polnische Dienstboten auf deutschen Höfen dienten, wie es auch hin und wieder umgekehrt der Fall war.

Dadurch, dass in der Martiniwoche sämtliche Verträge zwischen den Bauern und den

Dienstboten endeten und am Sonntag darauf eine Verweilung mit Spiel und Tanz stattfand, war der Martini-Sonntag zum Fest der arbeitenden Jugend erhoben worden. An diesem Tage kam es nicht darauf an, ob der eine im Dienst bei einem Bauern gestanden hatte, oder der andere bei seinen Eltern gearbeitet, heute waren alle gleich. Und wenn sich auch manchmal der Bauernsohn für etwas Besseres hielt als der Dienstbote, oder manche Bauerntochter geringschätzig auf eine Magd herabschaute, am Martini-Tage kamen alle zu der gleichen Verweilung, und an diesem Tage gab es keinen Unterschied zwischen ihnen. Es war heute das Fest der arbeitenden Jugend.

Und ebenso, wie schon gesagt, bei anderen Verweilungen, taten sich auch jetzt einige Bauernsöhne zusammen, die dann einen Bauern überredeten, ihnen seine Wohnräume für den Martini-Sonntag zu überlassen. Darauf wurde ein fester Vertrag mit einigen Musikanten abgeschlossen, die an diesem Abend zu spielen hatten. Dass genügend Besucher kommen würden, dessen konnten sie gewiss sein. Denn am Martini-Tage war jeder Jüngling bestrebt, mit einer Flasche Schnaps in der Tasche und einem netten Mädchen an der Seite auf der Tanzfläche zu erscheinen. Aber nicht nur die Jungen und Mädchen kamen zusammen, sondern auch verheiratete Paare, die oftmals der Verweilung erst das richtige Gepräge gaben.

Auf diesen Verweilungen ging es immer sehr lustig zu. Denn jeder, der dort hinging, war der Meinung, dass nur einmal im Jahr Martini-Tag war und dieser ordentlich gefeiert werden müsse. Es wurde getrunken und getanzt, bis in die späte Nacht hinein. Aber es blieb alles im Rahmen. Alle waren lustig, und es kam nur sehr selten vor, dass es zu Unstimmigkeiten an diesen Abenden kam. Und wenn einmal einer, wie man zu sagen pflegte, zu tief in das Glas geschaut hatte, einen Streit anzufangen versuchte, so sprangen sofort zwei, und wenn nötig auch drei, kräftige Burschen hinzu, die den Störenfried sanft hinausgeleiteten, diesen irgendwo in der Scheune oder auf dem Stallboden aufs Stroh bretteten, wo er in Ruhe seinen Rausch ausschlafen konnte.

Diejenigen jedoch, die es verstanden, sich in vernünftiger Weise zu verweilen, versäumten nicht den schönen und gemütlichen Abend voll und ganz auszunutzen. Denn jeder, der zu der Verweilung gekommen war, wusste, dass, wenn auch am nächsten Sonntag eine Nachfeier stattfinden werde, es doch nicht mehr so gemütlich zugehen würde, als es am ersten Martini-Sonntag gewesen war.

Schon am Tage darauf, oder zumindest in der laufenden Woche, gingen die größeren Bauern aus und suchten nach einem passenden Dienstboten. Und da es in Marianowo, sowie in der näheren Umgebung nur wenige Landwirte gab, die sich Dienstboten leisten konnten, so kamen oftmals Großbauern aus der Gegend von Warschau oder sogar aus der Weichselniederung und holten sich Arbeitspersonal von hier. Bis zum nächsten Sonntag hatten sich dann fast alle, die darauf angewiesen waren, auf fremden Höfen zu

arbeiten, vermietet, und wenn dann eine zweite Verweilung auch noch veranstaltet wurde, so war diese nur mehr schwach besucht.

Mit Ablauf der Martini-Woche war auch in den meisten Fällen die Landarbeit völlig beendet. Wenn auch dieser oder jener Bauer noch nicht dazu gekommen war, den Flachs zu brechen, der später von den Frauen gesponnen und dann zu Leinwand verarbeitet werden musste, so wurde dieses schnell nachgeholt. In den Scheunen wurde der letzte Roggen gedroschen, und die Kartoffelmieten mit zusammengeharkten Blättern, Kartoffelkraut oder auch Stroh zugedeckt. Jetzt konnte der Winter kommen. Und wenn der erste Schnee fiel und darauf größerer Frost einsetzte, war es auch wieder an der Zeit, mit den Vorbereitungen zum nächsten Weihnachtsfest zu beginnen und sich auf das Fest selbst vorzubereiten.

Freud' und Leid

Marianowo! Dieses große und schöne deutsche Dorf, bot mit seinen Wiesen und Feldern, mit seinen Wegen und Stegen, mit seinen in einem einheitlichen Stil erbauten Häusern, einen lebenswürdigen Anblick. Und wenn ich heute, nach fast fünfundzwanzigjähriger endgültiger Trennung von diesem Ort in Gedanken zurückgehe, so sehe ich noch alles im Einzelnen vor mir, wie es damals war. Ich sehe mich noch mit dem Schulranzen, der aus dünnen Holzbrettern gebaut war, auf dem Rücken zur Schule gehen, wie wir in der Pause umhertollten, Handball spielten, die Mädchen ärgerten, andere Bubenstreiche ausübten, dabei aber den eigentlichen Zweck des Schulgehens nicht vergaßen und fleißig lernten. Schön war es aber auch später, wenn sich die Burschen und Mädels im Freien versammelten, Reigenspiele durchführten, auf einer selbstgebauten Schaukel hin und her schwebten, singend des Abends durch die Gegend schlichen, wobei mancher Jüngling sein Mädchen fest an sich gedrückt haben mag und einem glücklichen Eheleben mit ihr entgegengräumte, es war wirklich eine schöne Zeit.

In Marianowo gab es kein Kino, in dem uns Lichtspiele gezeigt wurden. Es war auch kein Theater vorhanden, in das wir gehen konnten. Meines Erachtens aber gab es dort mehr Gelegenheit, die Freuden des Lebens wahrzunehmen, als es die heutige Jugend, sei es auf dem Lande oder in der Stadt, haben kann. Wenn damals eine Schar junger Burschen und Mädchen zusammenkamen, so wurde sofort ein Kreis gebildet und irgendein Spiel begonnen. Im Freien war eines der beliebtesten Spiele, der Reigentanz. Dieses Spiel wurde durchgeführt, indem sich ein Bursche in die Mitte des Kreises stellte, während die anderen, sich bei den Händen fassend, um ihn herumgingen, das Liedchen mit folgendem Inhalt singend:

"Ich lieb' und darf's nicht sagen! Ist das nicht schwere Pein? Mein Herz tut mir verzagen, weil ich hier steh allein.

Komm her, mein Schatz, zu mir. Ein Küsschen reich ich dir. Und diesen Kuss zum Zeichen, dass ich dir treu will sein.

Ich habe beschlossen, dein Eigen zu sein. Und eh' ich dich fasse, bist längst du schon mein!"

Am Ende des zweiten Verses, ging der in der Mitte stehende Jüngling auf eines der um ihn herumgehenden Mädchen zu, nahm sie bei der Hand und tanzte mit ihr nach dem Gesang der anderen Spielteilnehmer im Kreis umher. Dann, wenn das Lied zu Ende war, begann das Spiel von neuem, indem jetzt das Mädchen in den Kreis trat, um nachher wiederum einen Jüngling zu erwählen.

Ein anderes Spiel war, dass sich ebenfalls alle Anwesenden in einem geschlossenen Kreis aufstellten, während nun einer von ihnen einen Lederriemen in die Hand nahm und auf der Außenseite des Kreises herumging und folgende Worte vor sich hin sagte:

"Battemählk es denn o deck, wäkihe seck emkikt, dej kreght en't Ghneck!"

Diese Worte bedeuteten soviel wie: "Buttermilch ist dünn und dick, wer sich umschaute, der kriegt ins Gnick!"

Während er diese Worte sagte, musste der Betreffende versuchen, den Riemen jemandem in die Hand zu geben, so, dass es sein Nachbar nicht bemerkte. Und sobald dann der Sprecher etwas weiter gegangen war, schlug der, der den Riemen bekommen hatte, auf seinen Nebenmann ein. Dieser musste dann wohl oder übel, aber am besten so schnell wie möglich, um den Kreis herumrennen, bis er wieder zu der zurückgelassenen Lücke kam. Dann ging derjenige, der jetzt den Riemen in der Hand hatte, um den Kreis herum, und das Spiel begann von neuem.

Es gab auch noch andere Spiele, die im Freien durchgeführt werden konnten. So zum Beispiel: den Dritten abschlagen, "Ich bin ein armer Vogel" und so weiter. Aber auch im Winter, wenn es im Freien zu kalt war und die Jugend die Abende im Hause verbringen musste, gab es genügend Spiele, womit sie sich in lustiger Weise die Zeit vertreiben konnten.

Im geschlossenen Raum war folgendes Spiel am beliebtesten. Es wurde "Mein Platz ist leer" genannt. Dazu aber war es nötig, dass die Zahl der Jünglinge um einen mehr betrug, als Mädchen anwesend waren. Die Jünglinge setzten sich irgend wo hin, sei es auf einen Stuhl oder auf eine Bank oder aber auch auf die Bettkante, und dann winkte sich jeder ein Mädchen heran, das sich bei ihm auf den Schoß setzte. Das Spiel begann damit, dass derjenige, der kein Mädchen hatte, ausrief: "Mein Platz ist leer, ich wünsche mir die Christel her!" Selbstverständlich nannte er den Namen des Mädchens, das er gerne bei sich haben wollte. Das gerufene Mädchen verließ darauf ihren Platz, wo sie bis jetzt gesessen hatte und eilte zu dem Jüngling hinüber, der sie eben gerufen. Dann wieder musste der andere ein Mädchen zu sich rufen, und so ging es stundenlang weiter.

Noch sehr viele andere Spiele könnten genannt werden, die, sei es im Freien oder in geschlossenen Räumen durchgeführt wurden, jedoch es würde zu weit führen, alle zu benennen. Ich halte es aber für meine Pflicht, darauf hinzuweisen, dass diese einfachen Spiele der Jugend viel Spaß bereiteten, und dass sie immer in bestem Einklang durchgeführt wurden. Es war eine große Seltenheit, dass es während eines Spieles zum Streit zwischen den Teilnehmern kam. Und wenn es einmal einen Störenfried gab, der Unstimmigkeit in die versammelte Menge zu bringen versuchte, wurde er sogleich auf die

allgemeinen Spielregeln aufmerksam gemacht, worauf er sich dem Willen der anderen fügte.

Und wenn dann zu später Abendstunde die Jünglinge die Mädchen nach Hause begleitet hatten, wurde meistens noch versucht, einen echten Bubenstreich auszuführen. Wie oft kam es vor, wenn ein Bauer des Morgens sein Pferd vor den Wagen spannen wollte, er erst lange suchen musste, bis er schließlich den Wagen hinter der Scheune eines Nachbarn stehend vorfand, oder aber auch den Wagen neben dem Schornstein auf dem Dache sah. Die Jugend hatte hier eben viel Sinn für Humor, und es gab keinen älteren Bauer, der über einen ihm angetanen Streich ordentlich böse geworden wäre. Jeder dachte in solch einem Fall gern an die Zeit zurück, in der auch er jung und unternehmungslustig gewesen war.

Weshalb die Jugend in Marianowo so lustig war und jede Gelegenheit wahrnahm, um sich auszutoben, solange es ging, mag darauf zurückzuführen sein, weil es hier Sitte war, sehr jung zu heiraten. Die Mädchen wurden meistens schon mit sechzehn Jahren verheiratet. Und wenn eine mit zwanzig Jahren noch zu Hause war, wurde sie als "Alte Jungfer" bezeichnet. Wenn hier ein Mädchen konfirmiert worden war, welches in der Regel im fünfzehnten Lebensjahre geschah, begannen bereits die Nachbarn sich Gedanken darüber zu machen, wann und wen sie wohl heiraten würde. Die Männer sagten dann von solch einem Mädchen: "Sej bid't all!", was soviel bedeutet: "Sie beginnt zu beten". Ich weiß es zwar nicht, ob es hundertprozentig stimmt, was von den Mädchen behauptet wurde, aber es wurde gesagt, dass die jungen Mädchen an jedem Abend ein Gebet in plattdeutscher Sprache beteten, dessen Wortlaut ich hiermit wiederzugeben versuchen will.

"An jihdem Marge, fall eck op mien Knee, o bihd dän waht eck kann, Ghatt gev mi enne ghooode Mann.

Dej mi nuscht dejt. Dej mi nech schleht. Dej mi toodäakt, wään hej opsteht."

Dieses Gebet in die hochdeutsche Sprache übersetzt, würde etwa wie folgt lauten:

"An jedem Morgen, fall' ich auf meine Knie, und bete dann was ich kann, Gott gib mir einen guten Mann.

Der mir nichts tut. Der mich nicht schlägt. Der mich zudeckt, wenn er aufsteht."

Doch wie gesagt, ich weiß es nicht, ob diese Behauptung zutrifft. Jedenfalls aber war es so, dass die Eltern sowie auch unter Umständen die Nachbarn oder Verwandte dafür sorgten, dass jedes Mädchen den richtigen Mann, und wenn möglich, zur richtigen Zeit bekam. Und obwohl die Mitgift des Mädchens sowie der Reichtum des jungen Mannes bei

der Heirat eine größere Rolle spielte als die Liebe, von der heute so sehr viel gesprochen wird, kann behauptet werden, dass die in dieser Weise geschlossenen Ehen im Einklang und in Zufriedenheit geführt wurden.

Nicht aber nur die Mädchen heirateten sehr jung, sondern es gab auch sehr viele Jünglinge, die es vorzogen unter zwanzig Jahren zu heiraten. In jedem Fall aber war es eine Seltenheit, einen Junggesellen über fünfundzwanzig Jahren anzutreffen. Und deshalb wohl auch war die Jugend darauf bedacht, die kurze Spanne Zeit, die ihr bis zur Verheiratung zur Verfügung stand, so auszukosten, damit sie sich noch im Alter daran erinnern konnten.

Aber auch im späteren Leben verstanden es die Menschen in Marianowo, sich des Lebens zu freuen. Den ganzen Sommer hindurch blieb den Bauern nur wenig Zeit, dem Müßiggang zu huldigen. Doch im Winter, wenn die Tage kurz und die Abende lang waren, dann kamen einige Nachbarn zusammen, setzten sich um den warmen Ofen, rauchten ihren selbstgebauten Tabak oder auch polnische Machorka und erzählten dabei die schönsten Witze. Wenn sie aber ganz guter Laune waren, versuchten sie sich gegenseitig zu necken.

Einmal war ich Ohrenzeuge folgenden Gesprächs: Der Nachbar Koppen erzählte, wie er an einem der vorangegangenen Tage durch den frischgefallenen Schnee gestapft sei. Da die Landschaft sehr gerade ausgesehen habe, wollte er sich den Weg verkürzen und ging über das Feld auf die Gebäude des Nachbarn Markwardt zu. Dieser aber hatte vor dem Schneefall eine Kartoffelmiete geleert und die Grube nicht zugeschüttet. Der Schnee jedoch hatte die Grube zugedeckt und Nachbar Koppen war in dieselbe hineingefallen. Bis unter die Arme hatte er nun im Schnee gesteckt, und da kein Mensch in der Nähe gewesen war, er aber aus eigener Kraft nicht aus der Grube herauskommen konnte, hatte er schon alle Hoffnung aufgegeben, seine Angehörigen jemals wiederzusehen. Dass er nun doch noch gerettet worden war, schien ihm des Erzählens wert zu sein.

Mein älterer Bruder, der anscheinend aufmerksam dieser Erzählung zuhörte, sagte zu dem alten Koppen: "Ja, Ohm Kapp! Ji haade sult na Hus ghune o Juch enne Spudem tom ruttegruven hule."

Nachbar Koppen schaute meinen Bruder aus großen Augen und mit offenem Munde an. Er konnte es anscheinend nicht begreifen, wie ein Mensch, der bis unter die Arme im Schnee steckt, nach Hause gehen kann, um sich einen Spaten zum Herausgraben zu holen. Und wenn er erst einmal aus der Grube heraus wäre, warum er dann nochmals hineinsteigen solle. Langsam aber begriff er, dass mein Bruder, wie man hier zu sagen pflegte, foppen wollte und mit lachender Miene antwortete er jetzt:

"Woo kun eck dän na Hus ghune o mi enne Spudem hule, wänn eck dach bett unned Ahms em Schnee stack. O as eck eeste ut däm Lach rutte weehe, daghd eck dach nech meehe duhedraan, nachemul en dej Kuhl renne t'krupp."

Solche und ähnliche Witze wurden gemacht und der Abend war oftmals noch viel zu kurz. Jedoch es wurden nicht nur Witze erzählt, sondern es wurden auch sehr oft ernste Dinge besprochen. Zwar kümmerte sich der deutsche Bauer in Marianowo nur wenig um die Politik. Aber es wurde doch davon gesprochen, wie in Polen eine deutsche Schule nach der anderen geschlossen, und wie in den noch bestehenden die deutsche Sprache immer mehr von den Schulbehörden in den Hintergrund gedrängt wurde. Die deutsche Schule in Marianowo erfreute sich zwar bis zum Ende der Bezeichnung "Schule mit deutscher Unterrichtssprache", aber was war davon noch übrig geblieben? Im Lehrplan waren nur noch wenige Stunden in der Woche dazu vorgesehen, den Kindern die deutsche Sprache in Wort oder Schrift beizubringen. Es war aber immerhin noch ein Trost, denn der Lehrer war berechtigt, auch in der polnisch zu lehrenden Stunde, den Kindern etwas in deutscher Sprache zu erklären, wenn sie ihn nicht verstanden.

Bis kurz vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges gab es in Marianowo keine politischen Verbände oder Vereine. Der deutsche Volksverband oder auch die Jungdeutsche Partei waren hier völlig unbekannt. Langsam aber begannen einige Bauern die Wochenschrift "Der Volksfreund" zu lesen und auch der unter dem gleichen Namen herausgegebene Volkskalender hielt Einzug in die deutschen Familien. Nebenbei wurde auch das von der evangelischen Kirchenleitung in Lodz herausgegebene Wochenblatt "Der Friedensbote", sowie der mit diesem Blatt verbundene Hausfreund-Kalender gelesen.

Langsam auch kam es in Marianowo zur Gründung einer Ortsgruppe des deutschen Volksverbandes. Und obwohl es manche Bauern voraussagten, dass sich diese Zusammenschlüsse in Verbände und Organisationen im Ernstfall böse auswirken würden, wuchs doch bei jeder Versammlung, zu der ein Redner nach Marianowo kam, die Mitgliederzahl des Verbandes.

Auch die Jungdeutsche Partei hat es in Marianowo versucht, Mitglieder zu werben, aber es ist nicht zu einer Ortsgruppengründung gekommen. Die Veranstalter des Volksverbandes hatten größere Möglichkeiten, da ihre Darstellungen vom deutschen Volkstum mehr Anklang fanden. Bei Ausbruch des zweiten Weltkrieges sollen, wie ich aus zuverlässiger Quelle erfahren habe, etwa die Hälfte der in Marianowo wohnenden deutschen Bauern als vollwertige Mitglieder dem deutschen Volksverband angehört haben.

In Marianowo war es eine Seltenheit, einen polnischen Polizisten herumwandern zu sehen. Dies mag vielleicht darauf zurückzuführen sein, dass Marianowo etwa acht Kilometer von Dlugosiodlo, wo sich das Gemeindeamt und auch die Polizeidienststelle

befand, entfernt lag. Die Polizisten mussten ihre Streifzüge zu Fuß durchführen und versuchten daher, diese auf die näher gelegenen Orte zu beschränken. Wenn aber hin und wieder einmal, wie wir sagten, sich ein oder zwei Polizisten nach Marianowo verirrt, so gingen sie bis zum alten Lejbke, der ihnen nur zu gern ein kaltgestelltes Getränk anbot. Darauf gingen die Polizisten zu einem der nahe gelegenen Bauernhöfe und baten den Hofbesitzer, sie nach Dlugosiodlo zurückzufahren. Ich selbst bin einige Male mit den Polizisten gefahren, und als ich bei dieser Gelegenheit einmal einen davon fragte, warum sie denn die deutschen Höfe viel weniger besuchten als die polnischen, antwortete er mir: "Bei euch ist doch immer alles in Ordnung. Auf einem deutschen Hof findet man selten etwas, um einen Strafzettel ausschreiben zu können."

Anfang 1939 aber wurde die Vertraulichkeit zwischen Polizei und der deutschen Bevölkerung zerstört. Verleumdungen von Seiten der polnischen Bauern, mit denen bis jetzt das Verhältnis stets sehr gut gewesen war, wurden immer mehr verübt. Wie mir erzählt worden ist, hat die Polizei von Dlugosiodlo anfangs auf solche Anschuldigungen nicht hören wollen. Als sich diese aber mehrten, musste man wohl dem von oben kommenden Druck nachgeben, worauf dann die ersten Haussuchungen durchgeführt wurden. Hierbei soll die eine und wohl auch die andere alte und verrostete Schrotflinte, die noch aus der Zeit stammte, als es auf eigenem Lande zu jagen erlaubt war, und an die man nicht mehr gedacht hatte, gefunden worden sein. Natürlich wurde solcher Waffenbesitz falsch ausgelegt und die ersten Verhaftungen wurden vorgenommen. Zwar wurden diese Bauern nach wenigen Tagen freigelassen, aber ihnen folgten bald andere Männer in die Gefängnisse. Besonders verdächtig waren nun diejenigen, die dem deutschen Volksverband angehörten oder diejenigen, die sich in anderer Weise um das deutsche Volkstum verdient gemacht hatten. Einige von diesen Bauern aus Marianowo und der näheren Umgebung waren bis in das berühmte Konzentrationslager Bereza Kartuska gekommen.

In den ersten Kriegstagen aber kam es zu Ausschreitungen in größerem Maße. Eine ganze Anzahl Bauern mit Frau und Kindern wurden nachts von polnischen Truppen aus den Betten geholt und bis in die Gegen von Małkini gebracht. Kurz vor dem Ort durften sie im Wald lagern, worauf ihnen aber bedeutet wurde, sich unter keinen Umständen zu entfernen, weil sie sich auf einem Minenfeld befänden, und sobald eine davon gezündet würde, die ganze Gruppe in die Luft gesprengt werden würde.

Fünf Tage und fünf Nächte lebten diese Menschen in ständiger Angst vor dem Tode, wobei sie sich nur spärlich von dem mitgebrachten Vorrat an Lebensmitteln ernährten. Am 10. September erst kam die Erlösung. Die polnischen Bewacher wurden von deutschen Soldaten überrascht, teils gefangengenommen, manchen davon aber gelang es die Flucht zu ergreifen. Die Schar unglücklicher Menschen aber konnte die Heimreise

antreten.

Eine andere Gruppe deutscher Menschen von Marianowo sowie Umgebung war bis an das Ufer des Flusses gebracht worden. Im Walde versteckt, beschlossen die polnischen Soldaten, als sich die Front näherte, die deutschen Männer zu erschießen, die Frauen und Kinder aber ihrem Schicksal zu Überlassen. Einer meiner jüngeren Brüder sowie auch der letzte Lehrer und Kantor von Marianowo waren ebenfalls darunter. Die Angst ums Leben hatte den Höhepunkt erreicht, als plötzlich ein polnischer Soldat den Schrei "niemcy" ausstieß. Die schon erhobenen Gewehre senkten sich und die Bedroher ergriffen die Flucht, wovon die meisten aber in sofortige Gefangenschaft gerieten. Zu neuem Leben erwachend, eilten deutsche Männer und Frauen ihren Befreiern entgegen.

Marianowo war wohl auch einer der wenigen deutschen Orte Polens, der im September 1939 keine Todesopfer zu beklagen hatte. Alle Verschleppten kamen unversehrt in ihr Heimatdorf zurück. Es kam die Gruppe von Małkini und auch die vom Ufer des Flusses Bug. Auch diejenigen, die im Gefängnis oder sogar in Bereza Kartuska gewesen waren, stellten sich ein. Als sie sich jedoch von ihrem ersten Schrecken etwas erholt hatten und beginnen wollten, den Obliegenheiten des Alltags nachzugehen, verbreitete sich wie ein Lauffeuer die Nachricht, dass Marianowo und alle umliegenden Dörfer zur russischen Einflussphäre geschlagen werden sollten. Die deutschen Truppen begannen sich zurückzuziehen und die deutschen Bauernfamilien zogen mit.

Alles bewegliche Eigentum konnte mitgenommen werden. Das Vieh wurde zusammengetrieben, Möbel und sonstigen Hausrat auf Wagen verladend, ging es nun ohne ein festes Ziel im Auge über den Fluss Narew hinweg. Dann aber kam der Befehl, dass der ganze Treck sich in den Kreis Plock begeben sollte.

Hier wurden alle deutschen Bauern aus Marianowo und Umgebung, soweit es sich um den Kreis Ostrów-Mazowiecki handelte, auf polnischen Höfen angesiedelt. Sie durften auch noch die Möglichkeit, da Plock ja nur knappe einhundert Kilometer von Marianowo entfernt lag, ausnutzen, nach Marianowo zurückzufahren und was man nicht gleich hatte mitnehmen können, nachzuholen. Viele aber haben davon keinen Gebrauch mehr gemacht, weil sie doch auf dem polnischen Hofe alles, was sie brauchten, vorfanden.

Marianowo jedoch, das schöne und große deutsche Dorf, gelegen im Kreis Ostrów-Mazowiecki, hatte aufgehört zu bestehen. Und obwohl wenige Wochen später die deutsch-russische Interessengrenze etwa 5 Kilometer östlich von Marianowo festgelegt wurde, kehrte niemand mehr in sein Heimatdorf zurück. Den Kreis Plock, jetzt Schröttersburg genannt, aber haben die deutschen Menschen im Januar 1945 unter viel schlimmeren Verhältnissen verlassen als im September 1939 den Heimatort Marianowo, um sich nun fast in alle Länder der Erde zu zerstreuen.

Heimat

Heimat! Ein schönes Wort unserer deutschen Muttersprache. Doch wenn wir dieses Wort aussprechen, oder die deutschen Bauern in Marianowo es aussprechen, so drängt sich uns, sowie damals ihnen die Frage auf: Was ist Heimat? Was ist der eigentliche Sinn dieses Wortes? Was meint ein Mensch eigentlich damit, wenn er das Wort "Heimat" ausspricht?

Einige Jahre vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges war ich zu einer Versammlung gegangen, zu der ein Redner des deutschen Volksverbandes gekommen war, um hier Mitglieder zu werben. Diesem Redner war es sehr wohl bekannt, dass die Menschen in Marianowo christlich gesonnen sind, und so versuchte er seinem volkstümlichen Vortrag ein religiöses Gepräge zu geben. Er hatte das Thema: "Die Heimat der Seele des deutschen Menschen" gewählt und führte unter anderem etwa folgendes aus:

"Wir, die wir deutsche evangelische Menschen dieses Landes genannt werden und hier in Polen geboren sind, nennen dieses Land unsre Heimat. Und es ist auch in der Tat unsere Heimat! Denn hier, wo wir geboren sind und die ersten Laute von uns gegeben, hier, wo wir unsere Kindheit verlebt und schon unsere Eltern ja, zum Teil schon die Großeltern gelebt haben und gestorben sind, hier, wo wir zur Schule gegangen und in jugendlichem Übermut manchen Bubenstreich ausgeübt haben, hier, wo wir als Bürger des Staates unsere Steuern zahlen, sowie unseren sonstigen Pflichten getreulich nachkommen, hier, wo wir das ererbte Eigentum unserer Vorfahren weiterverwalten, oder uns selbst eines erarbeitet und erworben haben, und hier, wo wir unsere Kinder zu guten Bürgern des Staates heranzuziehen versuchen; ist unsere Heimat!

Und wer könnte dieses bestreiten? Haben wir etwa nicht das Recht, dieses Land als unsere Heimat zu bezeichnen? Kann uns jemand den Vorwurf machen, dass wir nicht hierher gehören? Sind unsere Vorfahren nicht als Kulturträger in dieses Land gerufen worden? Und haben sie nicht Hunger und Durst erlitten, wie sie aus der Wildnis fruchtbares Land schufen und nicht eher ruhte als bis sie Urwald und Sumpf in blühende Wiesen und Felder verwandelten? Sind nicht auch viele Fabriken von deutschen Menschen hier in diesem Lande erbaut worden? Wer wollte es uns deshalb verweigern, dieses Land als unsere Heimat zu bezeichnen?!

Und doch, trotz alledem schlummert in einem jeden unserer Herzen ein Funke des Verlangens nach dem Lande, von wo einst unsere Ahnen hergekommen sind. Wenn wir auch glauben, dass hier unsere Heimat ist und niemand ein Recht hat, uns dieses abzustreiten, so sehnt sich doch ein jeder von uns in manch stiller

Stunde nach dem Lande, in dem unsere Vorfahren Jahrtausende gelebt haben und gestorben sind, für das sie in die blutigsten Kriege gezogen und für welches sie freudig ihr Leben dahingaben.

Sehr oft merken wir es, dass uns etwas mit dem Lande, in dem unsere Muttersprache gesprochen wird und in welchem sich unsere so große Volksfamilie zu Hause fühlt, verbindet. Schlagen nicht unsere Herzen höher, wenn von dem Lande, das uns der Sprache und Abstammung nach gehört, die Rede ist? Haben wir nicht ein Mitgefühl mit den Menschen drüben, die uns volkstümlich verwandt sind? Nehmen wir nicht inneren Anteil an allen Freuden und auch Leiden des Landes unserer Ahnen? Und ist nicht in uns allen einmal der Wunsch entstanden, dieses Land der Väter zu sehen? Möchten wir nicht gerne auf denselben Fluren wandeln, auf denen schon Jahrtausende hindurch unsere Vorväter gewandelt haben? Ja, wenn wir ehrlich sein wollen, dann muss ein jeder von uns bekennen, dass er eine Sehnsucht im Herzen nach diesem Lande trägt. Ähnlich aber verhält es sich auch mit unserer Seele. Der Mensch, von Gott geschaffen, trägt eine Seele göttlichen Ursprungs in sich, die zu ihrem Schöpfer zurückverlangt. In jedes Menschen Herz schlummert daher dieser Funke des Verlangens nach seinem Schöpfer, und die Seele findet eher keine Ruhe, als bis sie Frieden in Gott gefunden hat.

Doch so wie es dem Menschen nichts hilft, wenn er sich in den Trubel dieser Welt hineinstürzt und alle Vergnügungen, die ihm diese bieten kann, bis zur Neige genießt, sein Gewissen damit beruhigend, dass er auch ohne Gott und seine Kirche leben und glücklich sein kann, so hilft es auch uns nicht, uns einzureden, dass hier unsere wahre Heimat ist. Wir sind hier zwar geboren und aufgewachsen, aber so wie die Seele ihren Ursprung in Gott hat, so haben auch wir unseren Anfang drüben im Lande unserer Ahnen. Und so wie die Seele immer wieder aufs Neue erwacht und nach ihrem Schöpfer zurückverlangt, von dem sie die Sünde des Menschen trennt, so auch entsteht in uns der Gedanke, das Land unserer Ahnen zu sehen und kennen zu lernen, uns von den angeborenen Sitten und Bräuchen des deutschen Volkes nicht zu trennen, sondern diese trotz andersgesinnter Umgebung weiterzupflegen.

Wenn es dem Menschen auch gelingt, sein Gewissen zu betäuben, indem er sich den Freuden dieser Welt widmet, so ist es nur für eine kurze Zeit. Der schlummernde Funke in seinem Herzen erwacht aufs Neue und brennt lichterloh, mahnend, dass er Frieden zwischen sich und seinem Gott schließen soll. Die Seele des Menschen verlangt nach Ruhe. Diese Ruhe aber kann sie nur bei ihrem Schöpfer finden. Und wenn der Mensch Frieden mit seinem Gott geschlossen hat,

dann findet seine Seele Ruhe, ihre Heimat und ist geborgen für Zeit und Ewigkeit.

Heimat! Ein schönes Wort unserer deutschen Muttersprache. Als unlängst in einigen deutschen Zeitungen über die schönsten Worte unserer Sprache geschrieben wurde, da war neben den Worten wie Mutter, Liebe, Glück, Ehre, Friede und Gesundheit, auch das Wort Heimat aufgeführt. Es gab sogar Stimmen, die behaupteten, Heimat sei das schönste Wort der deutschen Sprache. Nicht nur, da es so sehr schön klinge, wenn dies Wort ausgesprochen würde, sondern weil es ein bedeutungsvolles Wort sei. Denn glücklich sei doch jeder, der sagen könne, dass er eine Heimat habe.

"Ja," sagte nun der Sprecher. "Haben wir hier eine Heimat? Wenn wir sagen, dass unsere Heimat hier ist, wo wir geboren und aufgewachsen sind, wo wir unsere Kindheit verlebt haben und uns jeder Baum und Strauch bekannt ist, wo wir unsere Familie haben und ein Eigentum besitzen, es uns aber andererseits zu dem Land hinzieht, in dem unsere Muttersprache gesprochen wird und von wo einst unsere Ahnen hergekommen sind, dann müssen wir uns zuerst die Frage stellen: Was ist eigentlich Heimat?"

Zwar wird diese Frage von den Menschen verschieden beantwortet, denn die Ansichten hierüber weichen sehr weit von einander ab. Wenn die einen sagen, dass Heimat Raum, Familie oder Liebe ist, so behaupten die anderen gerade das Gegenteil. Alle aber sind sich darin einig, dass der Mensch nur dort eine Heimat haben kann, wenn drei Grundsätze für ihn geschaffen sind. Nämlich: Zufriedenheit, Geborgenheit, Ruhe oder Frieden.

Zufriedenheit heißt, wenn der Mensch alles das hat, was ihn befriedigt. Einen getreuen Ehepartner, mit dem er sich gut versteht, gesunde Kinder, die zu seiner Freude heranwachsen und Nachbarn, mit denen er in gutem Einvernehmen lebt.

Geborgenheit heißt, wenn der Mensch sein gutes Einkommen hat, soviel zum Lebensunterhalt verdienen oder herbeischaffen kann, dass er und seine Familie keine Not leidet.

Friede ist das, was der Mensch und auch seine Seele nötig hat. Wenn der Mensch Frieden hat, dann hat er auch eine Heimat. Es kommt dann nicht darauf an, wo er lebt, sondern in was für einer Umgebung er sich befindet. Und so wie die Seele ihre Heimat findet, wenn der Mensch Frieden mit Gott schließt, so findet auch der Mensch seine Heimat, wenn er Frieden hat. Friede bedeutet Heimat, sowohl für den Menschen selbst als auch für seine unsterbliche Seele, denn Heimat ist Friede."

Als der Redner seinen Vortrag beendet hatte, stand ich auf und verließ den Versammlungsraum. Ich konnte mich einfach nicht mehr an der anschließenden Aussprache beteiligen. Mein Inneres war zu tief aufgewühlt, und ich musste erst einmal meine Gedanken sammeln. Ich kam erst richtig zum Bewusstsein zurück, als ich vor der Schule in Marianowo stand. Zwischen Kirche und Schule lehnte ich mich an einen am Wegesrand stehenden Weidenbaum und sah von einem Gebäude zum anderen hinüber. Wie lange dieser Hügel hier als Mittelpunkt des deutschen Lebens von Marianowo und Umgebung gedient hatte, stand fest. Unwillkürlich aber drängte sich mir der Gedanke auf, wie lange es wohl noch dauern werde.

Da jedoch erschrak ich über diesen Gedanken und versuchte ihn zu verscheuchen. Die deutschen Menschen, die hier lebten, waren hier geboren, liebten ihre Scholle, fühlten sich glücklich und sahen dieses Land als ihre Heimat an. Ich schämte mich deshalb dieses Gedankens vor mir selbst und habe bis zum Ausbruch des zweiten Weltkrieges nie mit einem anderen Menschen darüber gesprochen. Immer wieder aber fielen mir die Worte des Redners ein, der noch so nebenbei gesagt hatte, dass es vielleicht eines großen Umschwunges bedürfen werde, durch den sich die Menschen hier in der Fremde, wie er sich dabei ausdrückte, genötigt sehen würden, ihre Besitztümer aufzugeben und in das Land der Ahnen, in ihre angestammte Heimat, zurückzukehren. Dieser Umschwung ist tatsächlich eingetreten. Es lagen nur wenige Jahre zwischen diesem Sonntagnachmittag und dem großen Ereignis, als das Dorf Marianowo, als deutsches Dorf, aufhörte zu bestehen. Hals über Kopf wurde Marianowo von den deutschen Menschen geräumt, und es kam manchem Bauer erst zum vollen Bewusstsein, was geschehen war, als er sich auf einem polnischen Hofe befand, der ihm nicht gehörte. Zwar gab es einige, die sich darüber freuten, jetzt einen so großen und schönen Hof zu besitzen, aber ich habe auf meinen Besuchen, die ich im Kreis Schröttersburg machte, immer wieder zu hören bekommen, dass die Menschen nicht so recht glücklich waren, fremdes Eigentum zu bearbeiten und zu besitzen.

"Dat es dach nech mihnt!" sagte einmal ein älterer Bauer zu mir, als ich ihn loben wollte, dass sein Hof sehr schön aussehe. Er meinte damit, was nützt dem Menschen ein schöner Hof, wenn er ihm nicht gehört und die Gefahr besteht, diesen zu jeder Zeit abgeben oder verlassen zu müssen.

Dies aber war nicht nur die Meinung des einen Bauern, sondern vieler anderer auch. Sie waren einfach mit der Ansiedlung auf fremden Höfen nicht einverstanden, weil sie den Schmerz der ausgesiedelten Polen nachfühlten und es nicht begreifen konnten, dass Menschen über Nacht von Haus und Hof vertrieben werden können. Für die meisten von ihnen war es daher auch nur ein schwacher Trost, wenn gesagt wurde, dass es nach dem Endsieg zwischen den polnischen und deutschen Bauern einen Ausgleich geben werde.

Zu einem solchen Ausgleich aber ist es nicht mehr gekommen, wenn dieser auch wirklich geplant gewesen sein sollte. Die Polen kehrten zu ihren Besitztümern zurück und einige der deutschen Bauern von Marianowo mussten die Umsiedlung auf polnische Höfe mit dem Preis ihres Lebens bezahlen.

Im Januar 1945 kam der völlige Umschwung. Wenn die Bauern von Marianowo ihr Heimatdorf schon hastig verlassen hatten, so kam der Aufbruch jetzt noch viel überraschender. Aus Angst vor den Russen, die schon im allernächsten Anmarsch waren, beluden sie schnell ihre Pferdewagen mit dem allernötigsten Hausrat und flohen. In langen Trecks verließen sie nun den Kreis Schröttersburg und zu ihnen gesellten sich bald andere deutsche Menschen, die ebenfalls in Polen geboren waren und dieses Land als ihre Heimat angesehen hatten. Das gesteckte Ziel jedoch, Deutschland zu erreichen, haben viele von ihnen nicht erlebt, und andere sind später an den Folgen der Strapazen zugrunde gegangen. Diejenigen aber, die irgendwo in Deutschland, dem Land, von wo einst die Urgroßväter dieser zurückkommenden Schar ausgewandert waren, gelandet sind, wie sieht es heute mit ihnen aus?

Ein Heimatvertriebener, dessen Namen ich nicht kenne, hat es versucht, die ganze Spanne Zeit, von der Auswanderung bis zur Rückkehr, in einem Gedicht zusammenzufassen. Er spricht zuerst davon, wie vor über hundert Jahren die Ahnen ins Weichselland gezogen sind, wie sie dem Ruf des Zaren gefolgt, auf die offene Hand der polnischen Grafen gehofft, wie sie mit Äxten und Hacken die Sträucher gerodet, die Sümpfe getrocknet und wie so mancher von ihnen dabei einen frühen Tod fand. Wie die Jahre vergingen, wie sich viel tausend Hände regten, wie sie bauten und werkten schier ohne Ende, wie ihr Schaffensdrang wurde nimmer satt. Wie am Weichselstrand die Dörfer entstanden, wie aber dieses Schaffen einbrachte Neid. Und obwohl der Hass ihre Güter nicht konnte rauben, brachte er ihnen doch oftmals Sorge und Leid.

Der Dichter erwähnt, wie die Treue zum Land zu ihrem Untergang sollte führen. Denn als die Kriegsfurien begannen zu rasen durch die Welt, als man begann Rache und Hass zu schüren, da ward es um das Schicksal der Deutschen in Polen sehr schlecht bestellt. Denn als der Hölle Geister aus der Haft entlassen, da fragte niemand nach Fug und Recht. Die Deutschen aus Polen, sie mussten ihre Heimat verlassen, denn sie waren auf einmal für ihre Umwelt zu schlecht.

Zuletzt aber stellt der Dichter fest: Dass Deutschland, obwohl selbst blutend aus vielen Wunden, denen gewährte ein schützendes Dach. Die unschuldig ihrer Heimat beraubt worden, und dadurch zeugen von des Jahrhunderts Schmach.

Ja, die deutschen Menschen von Marianowo, auch sie sind in ihr Vaterhaus, das einst ihre Groß- oder sogar Urgroßeltern verlassen hatten, zurückgekehrt. Die Not aber, die diese

Menschen bei ihrer Rückkehr durchgemacht haben, ist wohl im Anfang größer gewesen, denn die der Ahnen bei ihrer Einwanderung in Polen. Damals war man darauf gefasst gewesen, keine Rosengärten in Polen anzutreffen und nahm alles so hin, wie es eben kam. Jetzt jedoch war es anders. Jeder glaubte, es sei nicht seine Schuld, dass er hatte Haus und Hof verlassen müssen und im Elend leben. Der Hunger und Durst aber hat, Gott sei es gedankt, nicht allzu lange angehalten, und wenn ich jetzt den einen oder den anderen besuche, so kann ich oftmals zu meiner Freude feststellen, dass es den Menschen von Marianowo heute besser geht als einst in Polen.

Trotz allem aber ist niemand so richtig zufrieden. Wenn ich mit diesen Menschen spreche, so höre ich oftmals, dass kaum jemand hier in Deutschland das gefunden hat, was er von diesem Lande erhoffte. Nämlich, seine Heimat. Ja, die Menschen haben ihr gutes Auskommen. Und wenn auch die meisten von ihnen eine völlig andere Beschäftigung haben als einst in Marianowo, so würden sie sich damit wohl zufrieden geben. Was ihnen aber fehlt, ist der Zusammenschluss, der Verkehr mit anderen Menschen. "Ma kann dach met diche Liede nech waam waarel" höre ich oftmals sagen. Sie meinen damit, diese Menschen hier sind ein ganz anderer Stamm. Man kommt nicht so schnell mit ihnen in ein Gespräch. Und oftmals höre ich sogar die Klage: "Wir werden doch nicht für voll angesehen." Und dann beginnen diese Menschen zurückzudenken, an die Jugendzeit, sowie alle schönen Erlebnisse und kommen schließlich zu dem Entschluss, dass es "Zu Hause", wie sie sich ausdrücken, doch viel schöner und besser gewesen sei als jetzt.

Hätte man die Deutschen aus Polen gruppenweise angesiedelt oder wenigstens mehrere Familien aus einem Ort zusammen in einer Stadt unterbringen können, würden sie sich bestimmt wohler fühlen. Es gibt aber nur selten einen Ort, wo mehrere bekannte Familien, die sich von früher her kennen, zusammen sind. Es wird zwar durch die Landsmannschaften versucht, die verschiedenen Landsleute in Gruppen zusammenzufassen, aber dieses ist doch nur ein schwacher Ersatz dafür, als wenn Menschen, die sich von Kindheit her kennen, zusammenkommen. Und so fühle sich diese Menschen einsam und glauben jetzt mehr denn je in der Fremde zu leben, wo es doch eigentlich ihre Heimat ist, in der sie sich befinden.

Viele dieser Menschen auch können es nicht verschmerzen, dass sie Haus und Hof zurücklassen mussten, wofür die meisten von ihnen noch keine Entschädigung bekommen haben. Vielleicht haben sie sich auch etwas zuviel versprochen, als die Rede auf den Lastenausgleich kam. Jeder hat damals geglaubt, nur den Antrag ausfüllen zu brauchen und das Geld für das zurückgelassene Eigentum würde ihm in wenigen Wochen ausgezahlt werden. Die Jahre aber vergehen, und es tauchen immer neue Schwierigkeiten in der Lastenausgleichsfrage auf. Es dauert sehr lange, bis der Antrag zur Heimat- auskunftsstelle geschickt, dort wiederum einige Zeit vergeht, bis eine Sitzung mit

Ortskundigen einberufen, jeder Antrag auf seine Glaubwürdigkeit geprüft und dann noch können Jahre vergehen, bis eine geringe Summe ausgezahlt wird. In vielen Fällen sind die Antragsteller nicht mehr da, und ihre Kinder warten weiter darauf, für den Besitz, den die Eltern zurückgelassen haben, eine Entschädigung zu bekommen.

Trotz alledem aber hoffe und wünsche ich, obwohl die Generation, die Marianowo verlassen hat, nicht mehr in Deutschland die Heimat gefunden, die sie zu finden gehofft, dass sich aber derer Kinder hier wohl und wie zu Hause fühlen. Und um nochmals in Gedanken nach Marianowo zurückzukehren, habe ich es versucht, ein Gedicht über dieses Dorf zusammenzureimen und zwar in der Sprache, die in diesem Ort im täglichen Leben gesprochen wurde.

En Marjenaaw du stund e Hus,
Woe eck gebore ben drenne.
Dat sach seehe schmock va butte ut,
Dach schmecke nach va benne.

Oppem Haf due stund e Lindeboom,
Met groot vabreed'de Ääste.
O unne däm Boom, due stund en Bank,
Woe wi oos kunne hänsäte.

Schmock weehe dat ock ringsheremm',
Wänn Gras o Halm seck jughde.
Dee Wihsebloomkes neckde stomm,
As wulle see oos säghe:

Dit Hus es as e Märchenschloß,
Met sihne groote Stuwe.
O selig as en Moodes-Schooß,
Lät seck dat hihe good schlupe!

Doch dieses alles liegt weit zurück. Niemals wieder wird es wohl für die Generation, die dort geboren und aufgewachsen ist, ein Zurück mehr geben. Was aber mag wohl aus den gut gepflegten deutschen Höfen und Häusern geworden sein? Dass es in Marianowo heute keine deutschen Menschen gibt, steht fest. Wer jedoch mag ihre Stelle eingenommen haben? Waren es vielleicht Polen aus der Nachbarschaft, oder sind die Nachfolger von weit her gekommen? Ob wohl der neuerbaute Betsaal noch steht und die danebenstehende Schule noch da ist? Welchem Zweck aber, falls diese Gebäude noch stehen, mögen sie jetzt dienen? Die deutschen Menschen von Marianowo sind allerdings in alle Winde zerstreut. Die meisten von ihnen mögen wohl in Deutschland gelandet sein.

Von vielen aber weiß ich, dass sie nach England, nach Kanada, den Vereinigten Staaten von Amerika, nach Australien und sogar bis nach Südafrika ausgewandert sind. Nur mit wenigen Kameraden und Freunden, mit denen ich zugleich aufgewachsen bin oder die ich gekannt habe, bin ich nach dem Kriege zusammen gekommen. Im Geiste aber grüße ich sie alle und rufe ihnen zu: Denkt an unsere Jugendzeit zurück und vergesst das große und schöne Dorf Marianowo nicht!